

Paul de Kock's

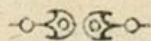
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Fünfundzwanzigster Theil.



Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1844.

Handwritten text, likely a title or author name, appearing as bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a title or author name, appearing as bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a title or author name, appearing as bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a title or author name, appearing as bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a title or author name, appearing as bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a title or author name, appearing as bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a title or author name, appearing as bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a title or author name, appearing as bleed-through from the reverse side of the page.

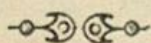
Handwritten text, likely a title or author name, appearing as bleed-through from the reverse side of the page.

Das
Weiße Haus.

Von
Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet
von
Dr. Heinrich Elsner.

Dritter Theil.



Stuttgart:
Scheible, Nieger & Sattler.
1844.

Weiland war ein jedes Dorf
Heimgesucht durch seine Geister,
Jedes Weiler frug um Rath
Seinen Spuk- und Hexenmeister;
Seinen Kobold, sein Gespenst
Barg ein jedes Schloß im Grunde,
Und das Alter fabelte
Gern davon mit regem Munde,
Daß manch holdes Kind der Schlaf
Floh in stiller Geisterstunde.

Delille (der Landmann).

Erstes Kapitel.

Abermals der Bagabund.

Eduard ist wieder im Schlosse zurück, ohne die Länge des Wegs bemerkt zu haben. Verliebte sind so mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie sich nie langweilen; wenigstens eine kleine Entschädigung für die Qualen, welche die Liebe zuweilen verursacht. Im Schloßhose begegnete ihm Alfred.

„Du bist sehr frühe ausgegangen, redete ihn dieser an, ihm zugleich starr ins Auge sehend; als ich beim Aufstehen nach Dir fragte, erfuhr ich, Du seiest schon länger als eine Stunde ausgeflogen... Teufel! Du bist sehr frühe!... ich gestehe, mich hatte der gestrige Ball etwas ermüdet... diese Reigen nehmen kein Ende, und die Auvergnatinnen sind nicht leichtfüßig... Ich wette, daß ich errathe, wo Du herkommst... Du warst in der Gegend des weißen Hauses... hast die kleine Isaura wieder sehen wollen?“

„Nein... dorthinzu bin ich nicht gegangen... ich streifte in der Gegend umher, die herrlich ist!... Und dann, zu was wäre es gut, dieses Mädchen wiederzusehen?... es kommt mir mindestens unnöthig vor...“

„Unnöthig, ein Mädchen zu sehen, das schön ist wie die Liebe selbst!... Ha! ich finde im Gegentheil, daß das seine Zeit gut anwenden hieße.“

„Gerade, weil sie schön ist, kann es gefährlich werden... Du besonders, Alfred, der leicht Feuer fängt, Du wärst im Stande, Dich in sie zu verlieben... d. h. eine Kaprice für dieses... Landmädchen zu bekommen... Ich denke indes nicht, daß Du die Absicht hast, sie zu verführen.“

„Du denkst nicht!... Du denkst nicht!... Ha, lieber Eduard, willst Du mir eine moralische Vorlesung halten?... Ich habe mir noch nichts vorgenommen... doch kurz, die Kleine ist hübsch... ich will sie wiedersehen; und wenn ich ihr gefalle... meiner Treu, dann mag geschehen was will!... Und was wäre es denn im Ganzen für ein Unglück?“

„Dieses junge Mädchen ist züchtig, unschuldig, und Du willst ihre Ruhe stören?... Du willst ihr ein Gefühl einflößen, das Du keine acht Tage empfinden wirst... sie hierauf ihrem Schmerze überlassen! das wäre abscheulich!“

„Eduard, Du verfällst ins Romanhafte... Erstlich soll dieses Mädchen züchtig sein, wie Du sagst... das ist mir aber durchaus nicht bewiesen... ihre sonderbare Lage... die Gerüchte über sie... der Unterschied zwischen ihrem Benehmen und dem der andern Bergbewohnerinnen müssen zu tausend Vermuthungen Anlaß geben. Doch kurz, ich will annehmen, sie sei züchtig; ind kann bei nächster Gelegenheit ein Bauer von ihr bezaubert werden und ihr

gefallen; warum soll ich also nicht versuchen, ebenso glücklich zu werden, als einer dieser Bauerntölpel? Ueberdies, theurer Freund, würde man nie den unbedeutendsten Liebeshandel haben, wenn man immer solche Betrachtungen anstellte, ja man müßte beständig mit niedergeschlagenen Augen umhergehen, aus Furcht, reizenden Blicken zu begegnen und schlechte Gedanken zu fassen!... das wäre prächtig, ich gestehe; allein was willst Du? Vollkommenheit liegt nicht in der menschlichen Natur... unsere ersten Eltern sind der Versuchung unterlegen, und ich werde nie die Kraft besitzen, weiser zu sein als sie!"

Eduard sagt nichts mehr; gerne möchte er sein Mißvergnügen hierüber verbergen können, und will sich gerade von Alfred entfernen, als Robineau mit mehren, von Franz aus der Stadt herbeigeholten Handwerksleuten erschien.

„Meine Kinder, sprach Robineau, es handelt sich darum, mir dieses Schloß zu renoviren. Die Gemächer sind zu trübselig, die Tapeten zu alt, die Fenster-scheiben zu klein und die Treppen zu schlecht. Richtet mir Alles in gehörigen Stand, und besonders so schnell als möglich... ich bezahle als großer Herr. Franz, leite die Arbeiter, Du kennst meine Absichten.“

„Wie, mein Freund! sagte Alfred zu ihm, Du willst das ganze Schloß repariren lassen? — Nein, nicht Alles... aber wenigstens den Theil, den ich bewohnen und wo ich Gesellschaft empfangen werde... der nördliche Thurm mag bleiben, wie er ist... dorthin werde ich nie gehen!... Sodann muß man den

ganzen Garten neu anlegen . . . Kann ich die schöne Welt von Saint-Amand empfangen und sie unter Runkelrüben spazieren gehen lassen? . . . da gäbe ich eine schöne Idee von meinem Geschmack! . . . Zwar wird es mich etwas kosten . . . eine hübsche Heirath wird mir aber Alles wieder erstatten! . . . — Du denkst schon ans Heirathen? — Meiner Treu, ja; . . . es scheint mir, der Ehestand bringe ein festeres Benehmen, flöße Hochachtung ein . . . kurz, wir werden sehen . . . Aber ich gehe nach Saint-Amand; Ihr werdet mich hoffentlich begleiten?

Alfred zögert; er hat einen andern Plan; Eduard, der es bemerkt, sagt eifrig: Ja, ja, wir gehen mit nach Saint-Amand; . . . man sagt, die Stadt sei sehr hübsch . . . wir müssen mit ihren Bewohnern wohl etwas Bekanntschaft machen."

Nach einigem Nachdenken willigt Alfred ein. Cunette kommt herbei, sich vor seinem Herrn bis zur Erde verneigend und zeigt an, daß das Cabriolet bereit stehe.

„Wie! du hast ein Cabriolet? . . . — Ja . . . d. h. eine Art kleiner Carriole . . . Herr Gaul hat sie mir verschafft. — Und woher hast Du ein Pferd? — Herr Ferulus leiht mir das des Vaters eines seiner Zöglinge. — Das heißt, der Vater des Zöglings leiht es Dir. — Ich werde mir unverweilt Pferde kaufen. Nun voran, meine Herren, schnell gefrühstückt und dann fort nach Saint-Amand! Ich habe den Notar von meinem Besuch unterrichten lassen; ich bin überzeugt, die ganze Stadt erwartet uns."

Nach dem Frühstück steigt man in die Carriole, wo man etwas geschüttelt wird, das Pferd ist jedoch kräftig, und schnell erblickt man die Ueberbleibsel der Festungswerke von Saint-Amand; bald gelangt man in die Stadt, ohne daß die Bewohner unter ihrer Hausthüre stehen, was Robineau sehr in Verwunderung setzt.

Während sich der neue Gutsherr zu dem Notar begibt, durchstreifen Alfred und Eduard die Stadt. Strahlenden Antlitzes trifft Ersterer auf dem Hauptplatze wieder zu ihnen, denn der Notar sagte ihm, daß man im Ort viel von ihm rede, und lud ihn auf den folgenden Tag zur Tafel, weil er ihn mit den ausgezeichnetsten Personen der Stadt bekannt machen will.

Die Tasche endlich hat er voll von Empfehlungsschreiben, und da er dem Notar bereits gesagt hat, daß er die Absicht habe, sich zu verheirathen, so hat er ihm für die folgende Woche drei Bälle und zwei große Soiréen versprochen.

Robineau schließt mit den Worten: „Ich habe euch nicht vergessen, meine Freunde...“

„Willst Du uns etwa auch verheirathen? fragt Alfred. — So mein ich's nicht!... Wiewohl, wenn Ihr wollet... Es scheint, man heirathet in der Provinz sehr viel; aber ich sagte, daß ich zwei junge Leute von Paris mitgebracht habe: der Eine sei sehr reich, der Andere besitze viel Geist...“

„Das heißt also, daß der Reiche nur ein Dummkopf sei... — Nein, das nicht! aber man fragte

mich, ob Ihr auch ledigen Standes seid, und auf meine bejahende Antwort hat man mich dringend aufgefordert, Euch mitzubringen und ... — Herr Julius, Sie sind sehr artig, wir haben aber keine Lust, hier kleinstädtische Scenen aufzuführen; Sie werden ohne uns zur Tafel gehen. — Wie ihr wollt, meine Herren ... Nichts hält uns mehr auf, kehren wir auf mein Schloß zurück; wir wollen die Arbeiter antreiben; dem Notar habe ich bereits mitgetheilt, daß ich ein großes Fest geben werde mit großer Tafel, Ball, Feuerwerk u. s. w. nach Art des Tivoli in Paris ... Vorwärts, damit die Kunkelrüben ausgerissen werden.“

Man steigt wieder in den Wagen und schlägt den Weg nach dem Schlosse ein. Robineau ist ganz entzückt; er träumt nur von Ball, Festen und Hochzeit; er sieht sämtliche Frauenzimmer der Stadt sich um seine Eroberung streiten und schmachtende Blicke nach ihm werfen. Dabei bemerkt er aber nicht, daß seine Gefährten ihm nicht mehr zuhören, und, in ihre Gedanken versunken, mit etwas ganz Anderem beschäftigt sind, als den Festen, die er zu geben beabsichtigt, bei denen er sich jedoch das Wort gibt, die Landleute der Gegend nicht mehr tanzen und trinken zu lassen.

In der Nähe des Schlosses stößt Robineau einen Schrei aus, der seine Gefährten aus ihren Betrachtungen zieht.

„Abermals dieser Mensch! ... immer dieser Mensch! er ist mir auf den Tod zuwider! ... Ich weiß nicht,

warum ich lieber einen Wolf sehen würde, als diesen großen Lämmel da! . . ."

Die jungen Leute schlagen die Augen auf und erblicken den armen Reisenden in geringer Entfernung vom Schlosse sitzen, welches er mit eben so vieler Aufmerksamkeit, wie gestern, zu betrachten scheint.

„Ah! der Mann mit dem Knotenstock!“ sagt Alfred lächelnd. — „Der arme Teufel von Clermont!“ ruft Eduard.

„Ja . . . der saubere Herr, welcher so häßlich ist. Sehet doch, wie er mein Schloß begafft! . . . auf ganz affectirte Weise . . . man möchte glauben, er suche Händel mit den Arbeitern . . . Ich werde diesen Schlingel da von meinem Graben wegjagen lassen.“

„Herr von Schwarzenfels, ich glaube nicht, daß Ihre Gnaden dieses Recht haben . . . Herr Ferulus würde Dir sagen, dieser Mann sei extra muros, der Platz demzufolge frei.“

„Doch kurz, warum blickt er mein Eigenthum so an? das ist mir auffallend.“

„Geh, frag ihn. — Mit diesem Landstreicher sprechen! . . . mich mit ihm compromittiren! . . . nein, gewiß nicht. Indes möchte ich gerne wissen, was er in dieser Gegend thut.“

„Nun denn, versetzte Eduard, ich fürchte nicht, mich zu compromittiren, sondern will ein wenig mit ihm schwätzen . . . Ich bin immer der Meinung, es sei ein Unglücklicher, der Beschäftigung sucht . . . Könnten Sie ihm nicht irgend eine Stelle in Ihrem Schlosse geben, da Sie Ihr Haus einrichten?“

„Diesen Menschen da in mein Haus nehmen!... Nein, wahrhaftig, ich würde fürchten, er bestehle mich.“

„Ei! mein Herr, muß man denn immer nach dem Schein urtheilen? und soll man diesem armen Teufel die Mittel entziehen, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, weil seine Kleidung schlechter ist, als die der Bauern? ... Auf diese Weise zwingt man Unglückliche, Verbrecher zu werden...“

„In der That ... was Sie da sagen, ist ziemlich richtig... Nun gut!... sehen Sie ... fragen Sie ihn, was er zu thun versteht... Ich könnte ihn verwenden, die Kunkelrüben auszureißen, den Pferden, welche ich kaufen will, abzuwarten... kurz, wir werden sehen... Vorher aber erfahren Sie, wer er ist... ich will nur Leute von Familie in meinen Diensten haben.“

Als der Wagen in den Schloßhof fuhr, war Herr Ferulus bereits zum Mittagessen angelangt und kam ihnen entgegen. Eduard läßt die Gesellschaft in das Schloß treten und geht auf den Ort zu, wo er den Mann von Clermont-Ferrand erblickte.

Der Unbekannte saß noch in geringer Entfernung vom nördlichen Thurm, für welchen seine Blicke eine besondere Vorliebe zu haben schienen; sein Stock ruhte zwischen den Beinen und sein Kopf war auf seine Hände gestützt.

Eduard tritt ihm näher; der Fremde aber blickt ihn nicht an und bleibt in seiner Stellung. Eduard sieht, daß er das Gespräch anknüpfen muß, und sich

beinahe hart vor den Unbekannten stellend, sagt er ihm mit gleichgültigem Ton: „Sie scheinen das alte Schloß mit vielem Interesse zu betrachten, mein Herr.“

Der Fremde erhob die Augen, starrte Eduard einen Augenblick mit sichtbarem Unmuth an und erwiderte mit barschem Ton: „Steht es mir nicht frei, hinzusehen, wo es mir gut dünkt?“

„Niemand macht Ihnen dies Recht streitig. Ich dachte nur, der Anblick dieses Schlosses erwecke vielleicht alte Erinnerungen in Ihnen! ... Sie hätten vielleicht ehemals hier Jemanden gekannt.“

Der Unbekannte warf einen durchdringenden Blick auf den jungen Mann, ein bitteres Lächeln glitt über seine Lippen, aber er antwortete nicht.

Nach einem Augenblick des Schweigens begann Eduard aufs Neue: „Diese Gegend ist herrlich ... Es freut mich, daß ich hieher gekommen bin ... sie bietet ein Gemisch von wilden Partien und freundlichen Landschaften dar ... Sind Sie aus der Gegend, mein Herr?“

Der Fremde sah Eduard starr an und erwidert: „Wenn ich Sie fragte, woher Sie seien, was Sie gethan haben und hier thun wollen, würden Sie das passend finden und mir antworten?“

„Vielleicht, mein Herr; überdies kann ich Beweggründe haben, Sie auszufragen, die Sie nicht hätten.“

„Das heißt, weil ich schlecht gekleidet bin, wie ein armer Schlucker aussehe, glauben Sie, da Sie gut gekleidet sind und ohne Zweifel Geld in der

Tasche haben, das gebe Ihnen ein Recht, mich auszufragen."

"Sie irren sich, mein Herr, und wenn Ihr Aeußeres mich glauben lassen konnte, Sie befinden sich in dürftigen Umständen, so entsprang aus diesem Gedanken der Wunsch, Sie zu verbinden, Ihnen nützlich zu sein, und darum richtete ich diese Frage an Sie."

Der Fremde betrachtete Eduard eine Weile, dann schüttelt er den Kopf und sagt: "Sie wären also von den übrigen Menschen ganz verschieden! ..."

"Ich bin mit dem neuen Besitzer dieses Schlosses, den Sie bei uns gesehen haben müssen, hieher gekommen."

Der Unbekannte verzieht den Mund zu einem spöttischen Lächeln und murmelt: "I ... ja, ich habe ihn gesehen! ... es scheint, er will schon Alles im Schloß über den Haufen werfen."

"Das Gut hat Ausbesserungen nöthig; er will den zu feiner Wohnung bestimmten Theil der Gebäude modernisiren lassen ... Auch hat er nicht genug Leute zu seinem Haushalt ... noch verschiedene Stellen sind zu vergeben ... ich dachte, vielleicht ... wäre es Ihnen angenehm ..."

Der Unbekannte runzelt die Stirn, indem er ausruft: "Und Sie machen mir den Vorschlag, Lakai des neuen Besitzers zu werden!"

Erstaunt über den sonderbaren Ausdruck im Gesichte des Fremden, erwidert Eduard zögernd: "Lakai ... oder sonst etwas ... ich kenne keine entehrende Stelle für den, der sie mit Rechtschaffenheit ausfüllt."

Der Reisende sinnt eine Weile nach, dann ruft er mit ironischem Ton aus: „Wahrhaftig! das wäre höchst komisch! ... ja ... Ich weiß, daß Jakob dem Laban diente, Apollo Hirtenknecht war, David Schafe hütete, Cincinnatus pflügte und der verlorne Sohn Schweine trieb! ... Was liegt im Grunde auch an dem Stande, wenn man sich darin nur glücklich fühlt ... Ist ein Mann im gestickten Kleide achtungswürdiger als einer in Jacke und Holzschuhen? ... Nein; der Reichgekleidete kann sich alle Genüsse des Lebens verschaffen, alle seine Wünsche, seine Leidenschaften befriedigen; das ist der Vortheil, den er vor dem Andern hat. Die Form wechselt, der Grund bleibt stets derselbe ... Dies zu beurtheilen, geben Sie einem armen Teufel Geld und Reichthümer ... er wird bald Thorheiten begehen, wie ein Anderer ... Ich kenne nur eine Klasse kluger Leute, nämlich die, die sich nicht betrügen lassen! ...“

Eduard hörte dem Fremden mit eben so viel Ueberraschung, als Theilnahme zu. Seine Worte bewiesen ihm, daß er sich in der Vermuthung nicht getäuscht habe, dieser Mann sei nicht immer in solch trauriger Lage gewesen. Ohne sich, wie es schien, um den vor ihm Stehenden zu bekümmern, zog der Fremde Pfeife und Feuerzeug aus der Tasche, und während des Feuer Schlagens setzte er seine Betrachtungen fort: „Ein närrisches Ding um das Leben! ... Ist man reich, glücklich, angesehen, so stellt man es tollkühn preis, macht sich ein Spiel aus den Gefahren, eine Ehre, Allem zu trotzen ... Freilich thut

man es häufig nur aus Eigenliebe . . . Dann kommt das Mißgeschick, das Elend, das Alter . . . jetzt zittert man für sein Dasein . . . wir haben wahrlich keinen gesunden Verstand! . . . Ich nun habe das beste Theil erwählt: ich betrübe mich über Nichts! . . . setze mich über Alles weg . . . Noch habe ich einige Geldstücke in der Tasche: sind sie fort, so werden wir weiter sehen. Es wäre nicht die erste Verlegenheit, in der ich mich befände . . . Ueberdies sind die Auvergnaten gute Leute, sie werden mir immer ein Stück Brod geben, und dabei steht es mir frei, von Morgens bis Abends spazieren zu gehen . . . Das ist schon Etwas! . . ."

Der Fremde hatte seine Pfeife angezündet, sie in den Mund gesteckt, hierauf wendet er sich mit spöttischem Lächeln zu Eduard und schickt ihm eine Rauchwolke zu.

„Mein Herr, sagt Eduard, aus Ihren Reden ist leicht zu erkennen, daß Sie Erziehung genossen haben, nicht in einer niedern Klasse der Gesellschaft geboren sind. Unglück, das ich nicht kennen will, hat Sie in das Elend gebracht; . . . Sie scheinen die Menschen zu verachten, weil Sie sich ohne Zweifel über sie zu beklagen haben; aber das Unglück erbittert uns und macht uns öfters ungerecht; . . . ich, ich wünsche aufrichtig, Ihnen nützlich zu sein und sie aus einer Lage zu reißen, für die Sie nicht bestimmt sind.“

„Nicht bestimmt bin! . . . Sie sehen, es ist doch so, ich bin ja darin! . . . Habe ich übrigens Etwas von Ihnen verlangt? Wer sagt Ihnen, daß ich mich so nicht wohl fühle?“

„Man kann sich über sein Unglück, sein Elend betäuben; welche Seelenstärke man aber auch haben mag, so ist es doch unmöglich, jedes Andenken an glücklichere Zeiten aus seinem Gedächtniß völlig zu verwischen.“

Nachlässig streckt sich der Unbekannte auf den Rasen aus und blickt Eduard an, wobei er sagt: „Ah! Sie glauben das! ... Und wer sagt Ihnen, daß ich mein Unglück nicht verdient habe, daß mich nicht meine schlechte Aufführung, meine Leidenschaft, so weit gebracht haben?“

„Wäre das, so fände ich darin nur einen Grund weiter, Ihnen zu dieren ... Man muß weit unglücklicher sein, wenn man es durch eigene Schuld geworden ist.“

„Glauben Sie, daß ich nach Zoroasters Lehre lebe und jeden Tag eine strenge Prüfung vor meinem Gewissen bestehe? ... Wahrlich nein! ... Seit langer Zeit sind ich und mein Gewissen die besten Freunde von der Welt, und zwar aus dem guten Grunde, daß wir nie miteinander sprechen ... Haben Sie Schnupftabak bei sich?“

„Nein, ich schnupfe nicht.“

„Schade ... Es kostet Teufelsmühe, hier herum welchen aufzutreiben! Nun, ich werde ihn entbehren ... man gewöhnt sich an Alles! ... Früher hätte ich nie geglaubt, daß man eben so gut auf freiem Felde, als in einem Bett schlafen könne; jetzt befinde ich mich herrlich dabei! ... Ich gestehe indeß, das Brod der Gebirgsleute ist etwas grob ... es schmeckt nicht

so gut, wie ein Kapaun mit Trüffeln! ... ein gebratener Fasan! ... Man muß jedoch mäßig sein, wenn man nicht anders kann."

"Und warum weisen Sie mich ab, wenn ich Ihnen die Mittel anbiete, glücklicher zu sein? ... Eine Bedientenstelle würde Sie erniedrigen; ohne jedoch gerade das zu sein, liesse sich schon eine andere, weniger peinliche Beschäftigung finden."

"Nein, nein; ... nicht der Name des Dieners stößt mich zurück; ich wiederhole, daß mir alle Menschen gleich sind; ... aber in diesem Schlosse dienen, das kann nicht geschehen! ..."

"Aus welchem Grunde?"

"Es kann nicht sein, sage ich Ihnen! ..."

Mit diesen Worten stand der Fremde plötzlich auf und fuhr dann lächelnd wieder fort: "Gestehen Sie, der neue Besitzer sieht einem gewaltigen Dummkopf gleich! ..."

Eduard lächelte gleichfalls, indem er antwortete: "Im Grunde ist er aber ein sehr guter Kerl."

"Ja ... ein guter Kerl! ... ich kannte verdammt Viele, die solche zu sein schienen! ... sie entlehnten Geld von mir und gaben es mir nicht wieder; ... übrigens habe ich später das Gleiche gethan, das ist natürlich. Es ist aber viel schwerer, mit Einfaltspinseln zu leben, als mit Leuten von Geist. Reichtum macht die erstern noch lächerlicher, weil er selbstgefällig macht ... Ah! ich fühle an meinem Magen, daß es Essenszeit ist; ... er dient als Uhr, sehen Sie! ... Guten Abend, mein Herr."

„Könnte ich nicht wenigstens Ihren Namen wissen? Wenn sich Gelegenheit zeigte, Ihnen auf angenehmere Weise nützlich zu sein, wünschte ich Sie wiederfinden zu können.“

„Mich wiederfinden! ... ist nicht sehr leicht; gegenwärtig bin ich, wie die alten Freischöppen, überall und nirgends! ... Indes glaube ich diese Berge zu meinem Wohnsitz für einige Zeit gewählt zu haben. Was meinen Namen betrifft, so habe ich nicht die geringste Lust, Sie mit demselben bekannt zu machen; ich will Ihnen aber sagen, daß mich die Auvergnaten den langen Bagabunden nennen. Das ist nicht so wohlklingend, wie Herr vom Schwarzenfels! ... im Ganzen ist es aber ein Name, wie ein anderer ... Guten Abend.“

Bei diesen Worten entfernte sich der Fremde pfeifend und Eduard geht in das Schloß zurück, nachdenkend über die seltsame Person, mit der er gesprochen.

Man wartete auf Eduard mit dem Essen; Herr Ferulus war untröstlich, weil die Suppe kalt wurde; Robineau aber war sehr neugierig, den Mann mit dem Knotenstock kennen zu lernen, und von Ferne schon rief er Eduard zu: „Nun denn, haben Sie mit ihm gesprochen? — Ja, wir haben eine ziemlich lange Unterhaltung zusammen gehabt. — Erzählen Sie uns das.“

„Könnte der Herr das nicht während des Essens thun?“ sagte Herr Ferulus.

Man setzt sich zu Tische und Eduard theilt den Erfolg seines Gesprächs mit dem Fremden mit.

„Also will er nicht in meine Dienste treten? fragt Robineau. — Nein, er schlägt es aus. — Es ist mir gar nicht leid.“

Alfred und Eduard nehmen an dem weitem Gespräch, der Albernheiten und Complimente des Herrn Ferulus müde, keinen Theil mehr; sie sind in Gedanken versunken; Herr Ferulus aber, der sich das Versprechen gegeben zu haben scheint, für Alle zu essen, zu trinken und zu sprechen, läßt die Unterhaltung nicht fallen, wobei er Sorge trägt, Robineau fortwährend Lobsprüche und Complimente an den Kopf zu werfen, dieser nimmt sie mit Entzücken auf, und findet Herrn Ferulus weit liebenswürdiger, als seine beiden Freunde. Der Schulmeister hat schon seinen Plan; der Aufenthalt im Schloß ist ihm viel angenehmer, als der in seinem Pensionat, und gegen das Ende des Mahls ruft er in seiner Herzenseergießung aus:

„Herr vom Schwarzenfels, ich fühle in mir eine sehr große Anhänglichkeit an Sie . . .“

„Herr Ferulus, sagte Robineau, sich verneigend, ich bitte Sie, zu glauben, daß ich meinerseits . . .“

„Herr vom Schwarzenfels, das ist so plötzlich bei mir gekommen, als ich Sie auf Ihrem Esel daherreiten sah. Zwischen Männern herrscht eine geheime Sympathie; . . . und wenn Sie groß sind durch Geburt und Reichthum, so schmeichle ich mir, es in der Wissenschaft zu sein . . . Ich bin ein wahrer Brunnen, hinsichtlich der Wissenschaften! . . . Sie müssen eine Bibliothek in Ihrem Schloß haben.“

„Ich habe im nördlichen Thurm eine gefunden.“

„Alsdann brauchen Sie nothwendig einen Bibliothekar ...“

„Aber es sind keine Bücher mehr in der Bibliothek. — Gleichviel, man thut welche hinein ... Ich stelle die meinigen dort auf ... lauter klassische Bücher; Sie fühlen wohl, Herr vom Schwarzenfels, ein Schloß ohne Bibliothek ist wie ein Mittagessen ohne Suppe, ein schöner Mann, der nur ein Auge hat, eine Frau, die hinkt ... Darum, Herr vom Schwarzenfels, wissen Sie, was ich fähig bin, für sie zu thun? ... Ich habe die Ehre, auf Ihre Gesundheit zu trinken.“

Robineau zerbricht sich eine Weile den Kopf, dann erwidert er: „Meiner Treu, nein, ich errathe es nicht.“

„Wenn Sie nicht errathen, muß ich es Ihnen erklären; ... Sie brauchen durchaus einen Bibliothekar ... — Ich glaubte aber vorher ... — Nein, den müssen Sie zuerst haben; als Bewahrer der Wissenschaften, welche das Schloß Schwarzenfels umschließen sollte, ist ein gründlich tiefer, gelehrter, wissenschaftlicher und bescheidener Mann nothwendig. Nun suche ich vergebens auf zehn Meilen in der Runde, ich sehe gar keinen, als mich, der alle diese Eigenschaften in sich vereinigte; consequentia consequentium, ich werde Ihr Bibliothekar.“

„Was! Herr Ferulus? ...“

„Ich habe die Gesundheit des Herrn vom Schwarzenfels auszubringen ... Ja, ich verlasse Alles ...“

meine Zöglinge übergebe ich meinem Unterlehrer ... Zwar hatte ich in diesem Augenblick deren fünf ... Einerlei! ... am Geld liegt mir Nichts. Ueberdies habe ich mir vorgenommen, Sie unsterblich zu machen ... und es wird geschehen ... Ich werde Ihnen zu Ehren griechische, lateinische, französische und hebräische Verse machen, Sie werden ein Mäcen, ein Augustus sein; ich bin Ihr Horaz, Ihr Virgil; ... um Sie der Unsterblichkeit zu weihen, verlange ich vierhundert Franken Gehalt, nebst freiem Tisch und Wohnung."

Robineau findet es nicht theuer, für vierhundert Franken jährlich unsterblich zu werden; er schlägt dem Herrn Ferulus ein, die Sache ist abgemacht; der neue Bibliothekar verspricht, sich gleich den folgenden Tag im Schlosse einzurichten. Auf das Vergnügen des künftigen gesellschaftlichen Zusammenlebens hin, spricht man auf's Neue dem Glase zu, und durch lauter Betrachtungen über die Vortheile der Wissenschaften und Trinken auf die Gesundheit der großen Männer des Alterthums, wissen beide Herren am Ende nicht mehr, was sie reden. Schon lange hatten sich Alfred und Eduard davon gemacht; Robineau denkt daran, ein Gleiches zu thun, als er aber vom Tische aufstand, sah er zu seiner Verwunderung, daß Alles mit ihm im Ring umhergeht und seine Füße ihm den Dienst versagen. Er klingelt Franz, damit ihn dieser nach seinem Gemache führe, wobei er sagt: „Sonderbar! man möchte glauben, ich sei etwas betrunken.“

„Herr vom Schwarzenfels, sagt Ferulus, indem er sich bemüht, seinen Hut zu finden; ein kleiner Spiz macht Nichts; Alexander der Große betrank sich öfters; ehemals tranken unsere Vorfahren so lange etwas da war! . . . in Deutschland glaubte man seinen Gast nicht freundschaftlich bewirthen zu haben, wenn man ihn nicht trunken heimschickte; die Moskowiter endlich liebten den Wein mit solcher Wuth, daß sie Brechmittel einnahmen, wenn sie keinen mehr hinunter bringen konnten. Ich hoffe, wir werden, wenn ich Ihr Tischgenosse bin, einige dieser Bräuche des Alterthums wieder ins Leben bringen . . . Auf morgen, Herr vom Schwarzenfels.“

Herr Ferulus verläßt das Schloß ungefähr in dem Zustand, wie Cunette und Vincent den Ball; und Robineau wirft sich ganz benebelt auf sein Bett, entzückt jedoch, wenigstens in einem Punkt Alexander dem Großen ähnlich zu sein.

Zweites Kapitel.

Liebe schadet der Freundschaft.

Die Sehnsucht, Isaura wieder zu sehen, brachte die jungen Leute früh auf die Beine; noch lag Robineau in tiefem Schlummer, als Eduard sein Zimmer verläßt und flüchtig die Treppe herab in den Hof geht. Er thut es so leise als möglich, weil er Alfred aufzuwecken oder gar ihm zu begegnen fürchtet; nicht träumen läßt er sich, daß diesmal der junge

Baron flinker gewesen und schon seit einer halben Stunde aus dem Schlosse ist.

Im Hof wird Eduard von Franz angehalten, da dieser seinen Herrn nicht aufzuwecken wagt und doch nicht weiß, was er den Arbeitern, welche Anweisungen von ihm verlangen, antworten soll. Eduard besteht einen Augenblick die Arbeiten, sagt seine Ansicht und macht sich dann los. Kaum ist er aber von Franz weg, als Vincent, der Gärtner, auf ihn zukommt und ihn bittet, die Gärten zu besuchen, wobei er ihm seine Verschönerungspläne mittheilt. Es ist unmöglich, Vincent abzutreiben, ohne ihm zu willfahren; Eduard begibt sich in die Gärten, findet Alles reizend, bewundernswürdig, herrlich, und während der Gärtner schwätzt, läßt er diesen stehen, eilt aus dem Garten und gewinnt den Hof. Der Pförtner erwartete ihn da; Herr Cunette ist nicht besoffen, aber er hat schon gefrühstückt und ist sehr zum Plaudern aufgelegt; er will Eduard durchaus die untern Räume und Gewölbe des Schlosses zeigen; die Schlüssel hat er bereits in der Hand und die Laterne ist angezündet.

„Ich will Eure Souterrains nicht sehen, sagt Eduard, Herrn Cunette von sich schiebend; zeigt solche Eurem Herrn, so lang Ihr wollt... ich will nichts von ihnen.“

„Der Herr ist also andern Sinnes geworden?“ fragt der Pförtner, die Schlüssel wieder in die Tasche schiebend. — „Wie! andern Sinnes geworden? — Ohne Zweifel... Diesen Morgen hat Ihr Freund,

Herr von Marcey, uns gesagt, daß Sie durchaus die Souterrains . . . Gärten . . . Arbeiten sehen wollen. Er hat uns eingeschärft, Ihnen Alles zu zeigen. — Was! . . . Ihr habt Alfred schon gesehen? . . . — Ah! der ist schon lange weit, wenn er immer läuft. Zudem hat er das große Pferd genommen, das gestern an der Carriole war . . . Sie wissen . . . Ach Gott! wie er es galoppiren ließ!“

Eduard sieht, daß Alfred ihm all diese Leute auf den Hals geschickt hat, um ihn im Schloß aufzuhalten; er erräth den Grund und schon schlägt sein Herz gewaltig . . . Alfred wollte sich ein Tête-à-Tête mit Isaura sichern, und fürchtete, Eduard möchte ihn stören. Was kann er dem jungen Mädchen Geheimes zu sagen haben? Eduard ahnt es nur zu gut, und er würde sein ganzes Besizthum darum geben, in diesem Augenblick beim weißen Hause zu sein.

„Ist es nicht möglich, noch ein Pferd aufzutreiben?“ fragt er den Pförtner, der seine Laterne ausbläst. — „Ein Pferd . . . um es vor die Carriole zu spannen? — Ach nein! zum Reiten . . . — Aha! ich sehe, was es sein soll . . . der Herr möchte gern seinen Freund einholen . . . wird Sie Mühe kosten . . . er hat einen tüchtigen Vorsprung, und dann galoppirte er, was das Pferd laufen konnte! — Ich frage Euch um ein Pferd . . . — Ah so! Nikolaus hat eine kleine Stute, welche hinkt . . . Das ist aber einerlei; sie hat noch drei Füße, mit denen sie ordentlich auslangen kann! . . . — Holt sie mir . . . Nehmt, da ist Geld; aber ich bitte, nur schnell. — Es ist also

gewiß, Sie wollen heute die Souterrains nicht sehen? — Ei nein! um Gotteswillen, bringt mir ein Pferd!“

Der Pförtner entfernt sich. Eduard läuft in großer Aufregung im Hof hin und her. Er fühlt, wie schwer es ihm sein werde, Alfred von Besuchen bei Isaura abzuhalten; er hat nicht das mindeste Recht, keinen Grund, ihm böse zu sein, und doch schneidet ihm der Gedanke durch's Herz und macht ihn fast wahnsinnig, daß ein Anderer bei dem schönen Hirtenmädchen ist und ihr den Hof macht.

Endlich kommt Cunette mit der Stute des Nikolaus zurück; Eduard schwingt sich hinauf. Als er wegzureiten im Begriff ist, tritt Ferulus in das Schloß, unter dem einen Arm ein kleines Paket mit seinen Effekten, unter dem andern etwa zwanzig, durch Bindfaden zusammen gebundene Bände, mit welchen er die Schloßbibliothek wieder einzurichten gedenkt.

„Schon zu Pferde, werther Kollega! ... sagt Ferulus, vor Eduard stehen bleibend. O! o! wir gehen früh auf Reime aus ...“

„O vous donc qui, brûlant d'une ardeur périlleuse,
Courez du bel-esprit la carrière épineuse,
N'allez pas! ...“

„Auf die Seite, Herr Ferulus! auf die Seite! ich bitte Sie! ... ich habe große Eile ...“

„Ich möchte Ihnen nur ein sehr kostbares Werk zeigen, das ich da unter dem Arm habe ... Unter

altem Zeug hab ich's aufgefunden; ... für einen Gelehrten ist es eine Perle! ... Allein man muß wissen: Aurum de stercore Ennii."

Eduard hört nicht mehr auf Ferulus, sondern treibt sein Pferd an und läßt den Gelehrten sein Paket mitten im Hofe aufbinden. Durch den Reiter wacker gejagt, läuft die Stute ziemlich schnell, je wärmer sie wird, desto weniger hinkt sie, und Eduard läßt sie nicht zu Athem kommen; als er bemerkt, daß man die Wohnung Isaurens bald erblicken könne, wird er etwas ruhiger. Er möchte indeß wissen, wie das Mädchen Alfred empfangen hat und ob sie diesem mehr Freundschaft bezeugt, als ihm. Wie aber erfahren, was sie mit einander gesprochen haben? Ein plötzliches Geräusch macht sie vernehmbar; es ist das Pferd der Carriole, das in der Nähe angebunden ist. Eduard steigt ebenfalls ab und bindet sein Pferd neben das Alfreds, schlägt hierauf seinen Weg nach dem Thale ein, mit bedrängtem Herzen und mit Wehmuth bedenkend, wie kurz das Glück gewährt, das er gestern noch an diesem Ort empfand.

Im Thale sieht er Niemand; er geht daher auf den Berg, wo er am vorigen Tage neben Isaura saß, er findet den Platz wieder, der Berg aber ist verlassen, das Schäfermädchen hat ihre Heerde nicht heraufgeführt. Also im Häuschen sind sie. Eilfertig schreitet Eduard gegen die Wohnung hin, wo er den Tag zuvor nicht einzutreten wagte, weil er es das erste Mal, wo er sich allein mit Isaura befand, angemessener fand, nicht in ihr Haus zu gehen. Alfred

aber war nicht so zartfünnig . . . er ist in der Wohnung der Kleinen, und seit langer Zeit vielleicht! . . .

Bald ist er vor dem Häuschen, tappt nach der Thüre, sie weicht, er tritt barsch ein. Isaura sitzt vor ihm und arbeitet; Baillant liegt zu ihren Füßen . . . nicht weit, an einem Tisch, sitzt Alfred und hat Obst vor sich, das noch unberührt steht, und seine Augen verliedt auf das Mädchen geheftet, welches die ihrigen niederschlägt.

Beim Geräusch von Eduards Eintritt erhebt die Kleine den Kopf und ein lebenswürdiges Lächeln verschönt ihre Züge; Baillant geht ohne Murren um den jungen Mann herum; aber Alfreds Züge verzerren sich und ein Ausdruck des Mergers glänzt in seinen Augen.

„Verzeihung! sagte Eduard, an der Thüre stehen bleibend: ich trete sehr ungestüm ein . . . aber ich komme . . . ich suchte . . .“

„Und zu was alle diese Schwänke? sagte Alfred, Sie kamen hieher; Sie suchten die Herrin dieses Orts, und liefen eilfertigst herbei, weil Sie dachten, ich sei bei ihr.“

Eduard erwidert nichts; Isaura aber stand auf; sie bietet ihm einen Stuhl, wobei sie mit lieblichster Anmuth sagte: „Sie frühstücken auch, nicht wahr?“

„Gerne, erwiderte Eduard, Sie bieten es auf eine Weise an, daß man nichts abschlagen kann.“

Mit diesen Worten nimmt er Alfred gegenüber Platz, welcher sich nun auch zum Essen entschließt. Nachdem ihm Isaura das Beste aus ihrem Garten

vorgesezt hat, nimmt sie ihre Arbeit wieder auf. Sie scheint weniger heiter, weniger ungezwungen, als gewöhnlich. Eduard bemerkt es, wagt aber nicht, sie zu befragen. Alfred blickt sie beide an, und eine Weile vergeht in dieser gegenseitigen Spannung, in der beide junge Männer sich gleich sehr zu beobachten scheinen.

Endlich sagt Alfred zu Eduard: „Warum haben Sie mir denn gestern die Wahrheit nicht gestanden, als ich Sie fragte, woher Sie kämen? ... stand es Ihnen nicht frei, sich hieher zu begeben? ... warum mir ein Geheimniß daraus gemacht? ... Haben Sie es dem Fräulein da versprochen? ... auf alle Fälle war diese weniger verschwiegen als Sie.“

„Seit wann muß ich Ihnen Rechenschaft von meinen Handlungen ablegen? fragte Eduard ärgerlich; was machte es Ihnen, ob ich in dieses Thal gekommen war oder nicht? ... Ein Freund kann unser Vertrauen empfangen, aber er darf nicht in das einzudringen suchen, was wir ihm verbergen wollen ...“

„Ein Freund! ... ruft Alfred ironisch aus; dieser Name ist eben so allgemein, als er selten recht angebracht ist! ...“

„Wirklich! ... man ist nicht mehr unser Freund, wenn man uns über die Folgen unserer Leidenschaften aufklären oder uns abhalten will, irgend eine neue Thorheit zu begehen! ...“

„Es ist gar zu spaßhaft, wenn man Andern

Rathschläge gibt, während man selbst welche für sich brauchen könnte! ..."

Die jungen Leute schweigen aufs Neue. Isaura betrachtet sie nacheinander mit Erstaunen, worein sich Unruhe mischt, wagt aber nicht, sie anzureden.

Nach einiger Zeit bricht Alfred in helles Lachen aus, wobei er Eduard ansteht; dann ruft er: „Wahrlich, lieber Eduard, wir sind wirkliche Kinder! ... Uns zanken, Groll hegen ... und das Alles eines hübschen Gesichtchens ... zwei schöner Augen ... kurz, dieses liebenswürdigen Kindes wegen, das vielleicht weder den Einen noch den Andern anhören wird! ...“

„Alfred!“ ruft Eduard, „ist es schicklich, so vor ihr zu sprechen! ...“

„Ei, warum nicht? o! ich verhehle meine Gedanken nicht! ... Frag einmal Isaura, ich habe ihr schon gesagt, daß ich sie anbeete, in sie vernarrt bin, sie glücklich machen will ... daß ich ihre hübsche, artige Miene nicht aus dem Gedächtniß bringe ... Nicht wahr, Isaura, ich habe Ihnen das Alles gesagt?“

Die Kleine erröthet, und ohne die Augen aufzuschlagen, erwidert sie halblaut: „Ich erinnere mich dessen nicht mehr, was Sie mir gesagt haben, mein Herr.“

„Teufel! ... hiernach schiene es, als ob meine Erklärung keinen großen Eindruck auf Ihr Herz gemacht hätte! ...“

„Alfred, kannst Du so mit diesem Mädchen sprechen? Du glaubst immer, daß Du es mit Deinen

Pariser Koketten zu thun habest ... Die Einsamkeit aber, in welcher Isaura lebt, muß es uns zur Pflicht machen, sie noch mehr zu achten; ... bedenke, daß wir unter ihrem Dache sind, daß sie uns mit Vertrauen empfängt, und es schändlich wäre, dasselbe zu mißbrauchen."

"O! Du moralisirst, und stößest Seufzer aus und wirfst schwachtende Blicke um Dich! ... Mein lieber Eduard, Jeder hat seine Art, den Hof zu machen; und bei einem unschuldigen Mädchen ist die Deinige glaube ich, die gefährlichste; ich mache keine Umschweife, sage auf der Stelle, was ich empfinde ... Welch ein Unglück ist es denn, Isaura reizend zu finden, sie zu lieben? ... steht es ihr nicht frei, nach Belieben mit ihrem Herzen zu schalten? ... warum sollte ich nicht versuchen, dasselbe zu unterjochen? ... Uebrigens ist Isaura mehr in Sicherheit, als Du glaubst; ... ich wollte sie küssen; ... ein Küßchen verlangen, ist nicht viel! ... aber beim Teufel! ... Dieser Versuch wäre mich beinahe theuer zu stehen gekommen ... das Fräulein vertheidigte sich ... und ihr Hund, der es sah ... ich glaubte, er wolle mich hineinschnappen! ... Beim Henker! wenn ich mich je verheirathe, muß mir ein Hund, wie dieser, zu meiner Frau! ..."

Isaura hatte den Kopf auf ihre Arbeit gebeugt und schwieg. Unmuthig stand Eduard auf und ging im Zimmer auf und ab; indem er aber das Mädchen betrachtete, sah er zwei helle Thränen ihre Wangen herabfließen, obgleich sie es verbergen wollte.

„Sieh, Alfred, das ist dein Werk, ruft Eduard aus; kaum kennst Du sie, und schon preßst Du ihr Thränen aus! ...“

„Was sagst Du! ... sie weint! ... wäre es möglich! und ich daran Schuld! ... Isaura... theure Isaura, sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen!...“

Mit diesen Worten warf sich Alfred der Kleinen zu Füßen, bemächtigt sich ihrer Hand, obgleich Bailant bereits den Kopf erhebt und ein Knurren von schlimmer Vorbedeutung hören läßt.

„Wie leid ist es mir, Ihnen Kummer gemacht zu haben! beginnt Alfred, ich schwöre Ihnen, in Zukunft will ich vernünftiger sein! ... Eduard hat Recht, ich bin ein Unbesonnener, weiß nicht, was ich thue... Sie sind aber auch gar zu hübsch! ... Sie verrücken mir den Kopf... wahrhaftig ich kann nicht dafür...“

„Alfred, Du fängst schon wieder an! ...“ unterbricht ihn Eduard, dem dieser Auftritt keineswegs lieb ist.

„Nein ... nein ... Laß mich doch; ich muß mich entschuldigen, wieder Verzeihung zu erlangen suchen.“

„Stehen Sie auf, mein Herr, sagte Isaura mit sanfter, aber trüber Stimme; ich zürne Ihnen nicht ... nicht Sie machten mich weinen; ... ich dachte an meine Lage ... ich dachte ... daß ich keine Eltern habe, daß ich meine Pflegmutter verlor ... Als sie noch bei mir war ... suchte man nicht, mich zu küssen! ...“

„Sie sehen also wohl, daß ich die Ursache dieser traurigen Gedanken bin! sagte Alfred aufstehend. Ich

sehe ein, daß ich Unrecht habe ... aber ich werde Ihnen keinen Kummer mehr machen ... Sehen Sie, daß Sie dessen gewiß sind, werde ich Sie nicht wieder allein besuchen ... Eduard soll immer bei mir sein ... Ich hoffe, das ist ein lobenswerther Entschluß..."

„O! sehr gut, sagte Eduard. — O, ja, sehr gut ... doch unter einer kleinen Bedingung, nämlich daß Du, lieber Freund, ebensowenig ohne mich dies liebenswürdige Kind besuchst..."

Eduard ist nicht mehr so entzückt über Alfreds Vorhaben; aber Isaura wirft ihm einen bittenden Blick zu, sie scheint zu fürchten, er möchte es ablehnen, mit Seufzen erwidert er daher: „Nun denn ja ... ich willige ein ... wir kommen nur miteinander.“

„Wohlan, sagt Alfred, das wäre ein unserer alten Ritter würdiger Entschluß. Für heute wird es aber, meiner Meinung nach, Zeit sein, der Dame unserer Gedanken Lebewohl zu sagen ... Komm Eduard, laß uns aufs Schloß zurückkehren ... Auf Wiedersehen, liebenswürdiges Kind! ... auf morgen; hoffentlich vergießen diese schönen Augen keine Thränen mehr.“

Beim Weggehen lächelte Isaura den beiden jungen Männern noch freundlich zu.

„Ha! ha! ha! ... Du hast's wie ich gemacht, Eduard, und ein Pferd genommen ... Meiner Treu, wir sind gleich gut beritten ... Gewiß, Alles wird gemeinschaftlich unter uns, bis die Kleine ihre Wahl getroffen hat, und das kann nicht lange anstehen ...

Es wäre wohl zum Teufelholen, wenn wir, die wir so viele Eroberungen in Paris gemacht haben, nicht einmal einem Landmädchen gefallen könnten! . . .“

Eduard theilt die Lustigkeit Alfreds nicht, er behandelt sein Gefühl für Isaura nicht so leichtthin. „Mein Freund, sagt dieser zu ihm, es thut mir wahrhaftig leid, daß Du an dieses Mädchen denkst . . .“

„Ei, warum das? Du denkst wohl auch daran. — Ich denke vielleicht auf ganz andere Weise an sie als Du. — O! mein lieber Eduard, Du wirst mich nicht glauben machen, daß Du im Sinn hast, diese kleine Ziegenhirtin zu heirathen! Du möchtest es wohl, damit ich eine so reine Liebe achte und das Mädchen in Ruhe lasse! . . . Der Gedanke ist nicht übel! . . .“

„Alfred, Du beurtheilst Deinen Freund sehr schlecht! — Ich weiß, es gibt keine Freunde mehr, sowie die Liebe sich entgegenstellt! . . . Wer sagt Dir übrigens, daß mich Isaura Dir nicht vorzieht? . . .“

„O! nichts . . . nichts! . . .“ erwidert Eduard, einen Seufzer unterdrückend. Den Rest des Weges bleiben beide still und kommen ganz gedankenvoll ins Schloß zurück.

Drittes Kapitel.

Welches etwas verspricht.

Mehre Tage waren verflossen, und jeden Morgen brachten die beiden Freunde bei Isaura zu. Ihrem Uebereinkommen treu, verließen sie zusammen das

Schloß und kehrten auch miteinander zurück. Es war indeß leicht zu sehen, daß dieser Vertrag beiden gleich unangenehm war, keiner hatte ihn aber noch zu brechen gewagt; jeder möchte wohl seinen Nebenbuhler nach dem Thal begleiten, wünschte jedoch hierauf wieder allein zu dem Mädchen zurückzukommen.

Isaura, gewohnt, jeden Morgen die beiden Freunde zu sehen, hatte ihre Heiterkeit und ihr Zutrauen wieder gewonnen; sie lachte und trieb sich neckend mit Alfred umher, dessen Tollheiten und Unbesonnenheiten sie zu unterhalten schien; dann kehrte sie zu Eduard zurück und sagte zu ihm mit Arglosigkeit: „Warum spielen Sie nicht mit uns?“ Aber Eduard schwieg, sich zum Lächeln zwingend; je ausgelassener Alfred ist, je weniger fühlt er sich geneigt, dessen Späße zu theilen; er leidet in seinem Innern, denn es scheint ihm, als ziehe Isaura Alfred vor, als ob sie ihn öfter betrachtete und ihm häufiger zulächle. Er möchte gern die Qualen verbergen, die in ihm toben, aber schon zerreißt die Eifersucht sein Herz.

Lange konnte das nicht dauern. Alfred schmeichelte sich, zu gefallen, aber er wollte Gewißheit. Eduard verzweifelte, aber er wollte derjenigen seinen Liebeskummer gestehen, die ihn verursachte, und aus ihrem Munde vernehmen, ob er auf die Hoffnung, geliebt zu werden, verzichten müsse. Isaura allein war ruhig bei den beiden jungen Männern, die nicht mehr von Liebe mit ihr sprachen, und sah sie gerne jeden Tag, ohne zu ahnen, welche Gefahren für sie aus diesen häufigen Besuchen hervorgehen sollten.

Mehrmals hatten sie, aus dem Thal heraustretend, den Bagabunden erblickt, welcher bald auf einer Felsspitze saß, bald mitten im Felde hingestreckt lag und stets einen spöttischen Blick auf sie warf, alsdann den Kopf abwandte, wie um jedem Gespräch auszuweichen.

„Da ist der sonderbare Kerl, mit welchem Du gesprochen hast,“ sagte eines Tags Alfred; „was Teufels macht er in hiesiger Gegend? ... ich fange an, zu denken, wie Robineau, daß dieser Schlingel schlechte Absichten hegt ... Die Kleine muß ihn aber kennen; ich bin begierig, zu wissen, ob er sie angeredet hat ... Auch muß mir der elende Kerl sagen, warum er sich erlaubt, zu lächeln, wenn er uns ansieht ... In seinem Blick liegt etwas Spöttisches, worüber ich ihm eine Erklärung abfordern werde.“

„Dieser Mensch ist unglücklich,“ versetzte Eduard; „man muß ihm Sonderbarkeiten, vielleicht Folgen erduldeter Leiden, hingehen lassen.“

„Leiden! ... er scheint keine zu haben; er pfeift, singt, und lebt stets für sich allein. — Bei dem Allem aber, Alfred, dringt ein Ausdruck von Bitterkeit durch, aus dem man sieht, daß diese Lustigkeit nicht sehr aufrichtig ist!“

Am folgenden Tage fragten die beiden Freunde Isfauren, ob sie den im Gebirge umherirrenden Menschen kenne. Nach der Beschreibung kannte sie ihn, denn sie hatte ihn einige Male gesehen, aber weder mit ihm gesprochen, noch war er in ihre Wohnung getreten.

„Wenn er sich je hier zeigen sollte, sagte Alfred, so rathe ich Ihnen, auf Ihrer Hut zu sein. — Warum denn, fragte Isaura, wäre dieser Mensch böseartig? — Ich weiß nicht... habe aber keine gute Meinung von ihm... Erlaubte er sich übrigens die geringste Beleidigung... — Und warum wollte er mir Böses thun?... ich habe nie Jemand ein Leid zugefügt! — Nicht immer ein Grund;... doch ich hoffe, Baillant würde Sie vertheidigen... Ich erinnere mich der Art, wie er die empfängt, die Sie küssen wollen.“

Bei diesen Worten ergreift Alfred lächelnd die Hand des erröthenden Mädchens. Eduard, der einige Schritte davon stand, schwieg, aber seine Züge drückten den ganzen Kummer seines Herzens aus; Isaura wirft die Augen auf ihn, und alsbald ihre Hand aus der Alfreds zurückziehend, lief sie zu Eduard und sagte ihm mit einem Ton, der bis in sein Herz drang: „Was haben Sie denn?... Man möchte glauben, Sie empfänden Kummer?... Bin ich daran Schuld?“

Diese so sanften, zärtlichen Töne, die Art, wie Isaura ihn anblickt, beleben Eduards Hoffnung wieder, während sie einen ganz entgegengesetzten Eindruck auf Alfred machen; dieser runzelt die Stirn, macht einige Bewegungen von Ungeduld und ruft dann aus: „Laß uns gehen, es ist Zeit!“ Zugleich zog er Eduard, der gerne noch geblieben wäre, mit sich fort; Alfred verläßt das Haus minder zufrieden, als er eintrat. Nur eines Worts, eines Blicks, eines Lächelns der

Schönheit bedarf es, um uns glücklich zu machen oder unsre Hoffnungen zu zerstören.

Als sie das Häuschen verließen, erblickten sie nicht weit davon den Unbekannten. Seiner Gewohnheit gemäß beobachtet er sie, und ein spöttischer Ausdruck malt sich auf seinem Gesicht. Alfred ließ Eduards Arm los und ging auf den Bagabunden zu, der ruhig sitzen blieb. Als er vor ihm stand, sagte er zu ihm mit gebieterischem Ton: „Ihr scheint alle unsere Handlungen auszuspähen . . . und uns mit einem Ausdruck zu betrachten, der mir mißfällt . . . Ich liebe weder Unverschämte noch Neugierige, das laßt Euch gesagt sein.“

Der Fremde schaukelte sich etwas, und begnügt sich, zu erwidern: „So geht mir's auch; . . . ich konnte nie weder Unverschämte noch Neugierige leiden . . . Letztere habe ich stets geflohen und erstere zu bestrafen gewußt.“

„Soll das eine Herausforderung sein?“ sagte Alfred, einen verächtlichen Blick auf den Unbekannten werfend.

„Eine Herausforderung? wahrlich nein! . . . das freut mich nicht mehr! . . . Andere Zeiten, andere Sorgen . . . Was Eure Handlungen betrifft . . . so braucht's da keines langen Beobachtens, um sie zu kennen, wie Eure Plane . . .“

„Was wollt Ihr damit sagen?“

„Zum Henker! wenn junge Männer ein junges Mädchen besuchen, so weiß man wohl, was daraus werden soll . . . und dazu bedarf's keiner großen

Schlaueit. Uebrigens versichere ich Euch, ist mir das höchst gleichgültig! ... Ich sehe in all dem nur etwas sehr Alltägliches ..."

"Ich finde es sehr kühn, daß Ihr Euch solche Betrachtungen erlaubt ... Wärt Ihr nicht immer hinter uns her, wie wüßtet Ihr, wohin wir gehen? ... Wagt Ihr es aber, noch ein Wort über dieses junge Mädchen zu sagen, so werde ich Eure Unverschämtheit zu züchtigen wissen! ..."

Statt aller Antwort streckt sich der Bagabund, höhnisch grinsend, auf dem Nasen aus, zieht hierauf eine Tabaksdose aus der Tasche; und nachdem er eine Prise genommen, bot er sie Alfred mit der größten Ruhe an: „Ist Euch gefällig? ... er ist ganz frisch, diesen Morgen erst in Saint-Amand gekauft ..."

Die Ruhe des Fremden bringt Alfred ganz außer sich; sein Zorn steigt aufs Höchste und er ist im Begriff, sich thätlich an ihm zu vergreifen; aber Eduard hält ihn zurück, und sich zwischen ihn und den Unbekannten stellend, ruft er: „Lieber Marcey, wo denkst Du hin? ... und warum dieser Zorn gegen einen Unglücklichen? ..."

Alfred hielt inne, selbst darüber erröthend, daß er seine Leidenschaftlichkeit nicht hatte bemeistern könne. Aber bei dem Namen von Marcey, den Eduard ausgesprochen, schien der Fremde wie vom Blitz getroffen, eine plötzliche Veränderung ging in seiner ganzen Person vor sich. Nicht mehr Gleichgültigkeit und Lönie malten sich in seinen Blicken, sondern ein Gefühl der Ueberraschung und der Unruhe. Er war

plötzlich aufgesprungen und auf Alfred zugetreten, den er in ängstlicher Spannung anblickte und dann sagte: „Verzeihung, mein Herr, aber Ihr Name, wenn's beliebt?“

Die Stimme des Unbekannten ist nicht mehr dieselbe; nicht mehr rauh und hart wie sonst; ein neuer Ausdruck lag in dem Ton des Fremden, der Ton eines Mannes aus der höhern Gesellschaft.

Alfred und Eduard sind erstaunt über die plötzliche Veränderung in dem Wesen des armen Teufels. Inzwischen wiederholte er seine Frage und Alfred antwortet: „Mein Name? ... Ihr habt ihn gehört ... Alfred von Marcey. — Sind Sie ein Sohn des Baron von Marcey, der Obrist der Jäger war? — Ja ... das ist mein Vater ... Wie wißt Ihr das? ... Habt Ihr ihn gekannt? — Ja ... das heißt ... ich habe oft von ihm sprechen hören ... Aber wie alt sind Sie?“

„Wie alt! wiederholte Alfred erstaunt, vierundzwanzig Jahr.“

Der Unbekannte schien nachzudenken und seine Erinnerungen zu sammeln, worauf er mit halblauter Stimme murmelte: „Vierundzwanzig Jahre! ... ach! ja ... ich erinnere mich ... er hatte einen Sohn von seiner ersten Frau ... man hatte mir's gesagt. Und haben Sie Brüder ... Schwestern?“

„Nein, ich habe keine, erwidert Alfred, dessen Neugierde höchlich aufgeregt ist. Darf ich aber wissen, mein Herr, in wiefern es Euch interessirt, eine Familie zu kennen?“

Der Fremde scheint seine gewöhnliche gleichgültige Miene wieder annehmen zu wollen und antwortet: „O! ich habe Sie gefragt ... nur um zu schwätzen, das ist Alles. Und lebt Ihr Vater noch? — Allerdings. — Er ist nicht in dieser Gegend? — Nein, er ist in Paris ... habt Ihr vielleicht ehemals in seinem Regiment gedient? — Nein ... nicht gerade in seinem Regiment ... Doch habe ich früher gedient.“

„Sie haben Ihr Vaterland vertheidigt und irren jetzt im Elend umher! ruft Alfred. Ach! verzeihen Sie, mein Herr! ich habe eben etwas leichtsinnig mit Ihnen gesprochen ... ich bin unbesonnen ... oft begehe ich derlei Fehler und bereue sie hernach; aber Eduard wird Euch sagen, daß mein Herz nicht böseartig ist ... Da, durch Annahme dieser Börse beweist mir, daß Ihr mir nicht zürnt ... damit ich das Vergnügen habe, einem alten Soldaten nützlich zu werden.“

Damit bot Alfred dem Fremden eine volle Goldbörse hin, welche dieser mit gierigen Blicken betrachtet, aber mit einer Art Bitterkeit von sich stößt: „Nein, ich will Ihr Gold nicht ... ich brauche Nichts ...“

„Ihr schlagt mir's ab! versetzt Alfred, ich sehe, Ihr seid mir noch böse wegen meiner vorigen Heftigkeit. Nun, da Ihr meinen Vater kanntet, biete ich Euch in seinem Namen diese geringe Unterstützung an.“

„In seinem Namen! ... schrie der Unbekannte, und eine düstere Wuth blitzte aus seinen Augen. Aber gleich darauf schien er seiner mehr Herr und fuhr

fort: „Ich wiederhole Ihnen, ich bedarf im jetzigen Augenblicke Nichts . . . möglich, daß Ihr Geld mir später nützlich sein kann . . . Leben Sie wohl, junger Mann, wir sehen uns wieder.“

Mit einem seltsamen Blick auf Alfred, entfernte sich jetzt der Bagabund. Die jungen Leute bestiegen ihre Pferde wieder und kehrten ins Schloß zurück, im Gespräch über dieses Zusammentreffen, das sie Isaura und ihre Nebenbuhlerschaft auf einen Augenblick vergessen ließ.

Viertes Kapitel.

Vorbereitungen zum Fest.

Während die beiden Freunde der schönen Ziegenhirtin den Hof machten, Ferulus seine Sprachlehren und Wörterbücher in die bestaubten Fächer der Bibliothek stellte, Jungfer Gaul sich in der Küche, Cunette im Keller tummelte, der Gärtner die Gartenanlagen drunter und drüber kehrt und die Arbeiter das alte Schloß Schwarzenfels restauriren, brachte Robineau seine Zeit mit Festen und Gastmahlen zu, die ihm zu Ehren in Saint-Amand, wohin er sich täglich begab, gegeben wurden. Robineau ist reich, hat ein Schloß gekauft und will eine Frau nehmen; das ist mehr als genug, um überall festlich und zuvorkommend aufgenommen und eingeladen zu werden.

Robineau macht Aufsehen in jedem Hause, in das er kommt; man sagt sich: das ist der Herr von

Schwarzenfels, der neue Gutsherr; er ist reich und will sich vermählen, was die ganze Stadt durch seinen Notar erfuhr. Alle Fräuleins werfen ihm verstoßene Blicke zu, um dem Herrn zu gefallen, der gar nicht sehr verführerisch ist; aber es ist so hart, Jungfer zu bleiben und so süß, ein Schloß zu haben und Frau von Schwarzenfels genannt zu werden, so daß die jungen Mädchen wohl zu entschuldigen sind, wenn sie den neuen Ankömmling zu fesseln suchen. Mitten unter allen diesen Anlockungen von Seiten der Frauen, wozu die Mütter der zu Verheirathenden, und ehelustige Wittwen gleichfalls nach Kräften einstimmen, weiß Robineau vor Wonne nicht mehr wo er ist; er hält sich bereits für einen Apollo, findet daß die Abendunterhaltungen von Saint-Amand den Bällen in Paris unendlich vorzuziehen sind, und gesteht sich nicht, daß seine fünfundzwanzigtausend Franken Renten es sind, welche ihm bei vielen Leuten Anmuth, Geist und Kenntnisse verleihen, während er im Grunde stets ebenso unbeholfen, ebenso einfältig ist, als früher!

Robineau, gefeiert, verehrt, eingeladen und nicht wissend, wem er das Schnupftuch zuwerfen solle, wollte indeß die ihm in der Stadt zu Theil gewordenen Artigkeiten erwidern; er treibt die Arbeiter auf seinem Schlosse an, so oft er zu Hause ist, und beauftragt seinen Bibliothekar, in seiner Abwesenheit diese zu überwachen und das Nöthige anzuordnen. Der Bibliothekar, der noch nicht mehr als dreiundzwanzig Bände für die Bibliothek hatte zusammen

bringen können, war froh, mehre Aemter in sich zu vereinigen und der Haushofmeister des gnädigen Herrn zu werden. Durch den Eifer des Herrn Ferulus wurden der Jungfer Gaul zwei kleine Auvergnaten als Küchenjungen beigegeben, denn in der Küche wandte der Gelehrte seine Verbesserungen zuerst an; hierauf besucht er die Keller und läßt sich, zu Cunnette's großem Mißvergnügen, die Schlüssel derselben einhändigen, denn er legt sich auch das Amt des Mundschenken bei; dann läßt er zwei neue Diener, einen Kutscher und Lakai kommen, ein kleines Pferd und einen Char-à-banc kaufen, in welchem er täglich nach der Stadt fährt; endlich wird dem Herrn Vincent, der immer wiederholt, daß er nicht Alles thun könne, ein tüchtiges Dienstmädchen zum Beistand gegeben, und die neue Gärtnerin soll auf Verlangen die Betten und die Füße des Herrn von Schwarzenfels wärmen. Diese Klausel wurde von Herrn Ferulus ausdrücklich berührt: „denn, sagte er, ehemals wärmten die Mägde ihre Herren, wenn diese es brauchten, und der Herr von Schwarzenfels und ich haben einander das Wort gegeben, die schönen Gebräuche des Alterthums wieder in Wirksamkeit zu setzen.“

Das dicke Mädchen, das sich verbindlich machte, Alles zu thun, verspricht, zu erwärmen, was man nur wolle, und der Bibliothekar-Hausmeister-Mundschent weist Jeannette ihren Platz im Schlosse an.

Nach einigen Tagen gewinnt das Schloß ein neues Ansehen; man kann die Treppen wieder mit Sicherheit passiren, die Wände sind frisch bemalt und

tapeziert, die Fenster haben Scheiben, die Thüren schließen fest und der Wind dringt nicht mehr von allen Seiten ein. Robineau denkt, er könne jetzt das der schönen Gesellschaft von Saint-Amand versprochene Fest geben. Sein Haus ist eingerichtet, der Keller gefüllt, die Dienerschaft hat ihre Livree, der Garten ist zum Theil von den Runkelrüben frei gemacht und mit frischen Blumen geschmückt; Herr Ferulus endlich hat die Festgedichte in Bereitschaft. Robineau hat den Tag festgesetzt, seine Einladungen gemacht und Alles schickt sich im Schloße zu dieser großen Feierlichkeit an, bei welcher der neue Gutsherr einen Beweis seines Geschmacks, seiner Eleganz und Pracht geben will.

Als Alfred und Eduard vom Thale von Chadrat zurückkamen, waren sie nicht wenig erstaunt, Alles im Schloß in Bewegung zu finden; man kam, ging, lief hin und her, im Hofe sind Lampen auf Pfählen angebracht; in den Laubgängen des Gartens farbige Gläser aufgehängt und dazwischen läuft Herr Ferulus, ein Buch in der einen und einen Korkzieher in der andern Hand, hin und her und trocknet sich mit seinem Rockärmel den Schweiß von der Stirne, weil er wahrscheinlich das Departement der Taschentücher noch nicht erlangt hat.

„Ei! mein Himmel!... was ist denn hier im Werk?“ rief Alfred.

„Wird Herr Julius von Schwarzenfels sich vermählen?“ fragt Eduard.

„Meine Herren, sagt Ferulus, ich las in diesem

italienischen Autor (bei diesen Worten deutete er auf den Korkzieher): Lontano dagli occhi, lontano dal cuore! Sie, meine Herren, sind den ganzen Tag fern vom Schlosse, demzufolge können Sie nicht wissen, was hier Alles vorgeht... da kommt aber der gnädige Herr von Schwarzenfels selbst, der Sie mit Allem bekannt machen wird."

Robineau kam in der That herbei. „In Wahrheit, meine Herren, sagt er zu ihnen, Ihr seid sehr liebenswürdig!... ich sehe euch nicht mehr... am frühen Morgen macht ihr euch auf... um... ich ahne schon, wohin zu gehen!... Wenn ich nicht Herrn Ferulus, den achtungswerthen Gelehrten, gehabt hätte, der mein Haus auf einem prächtigen Fuß einrichtete, so wäre ich nie zu Stande gekommen... Ich hoffe, ihr werdet wenigstens morgen nicht abwesend sein. Ich gebe ein Fest... mit großer Tafel... Ball und Spielen jeder Art; die Vergnügungen werden Mittags, Punkt zwölf Uhr, ihren Anfang nehmen... Nicht wahr, Herr Ferulus?"

„Ja, gnädiger Herr. Um zwölf Uhr wird die Kanone, d. h. drei mit Luntten abgeseuerte Büchsen das Signal geben... hierauf kommt ein Wettlauf im Garten, einer in den Gemächern des Schloßes... Erfrischungen aller Art, ein kleines, unter den Fenstern des Balkons ausgeführtes Concert, Maskklettern an zwei Bäumen, einer für Männer und einer für Weiber, statt der alten Turniere, eine Nachahmung der gymnastischen Spiele, wie man sie auf den Festen zu Eleusis und sogar vor den römischen

Kaisern ausführte. Alsdann werden Fanfaren anzeigen, daß das Mahl bereit ist. Beim Dessert singe ich einige Verse Ihnen zu Ehren, gnädiger Herr, wobei Sie die Gefälligkeit haben, da capo zu rufen, wie es immer zu geschehen pflegt. — Versteht sich. — Hierauf begibt man sich in den Ballsaal, der auf alt griechische Weise mit Blumenguirlanden und Inschriften ausgeschmückt wird. Eine im Hof abgebrannte Rakete wird den Anfang des Feuerwerks verkündigen, welches diesen schönen Tag durch einen Feuerregen beschließen wird. — Ein Feuerregen! ... Teufel... Sie sorgen dafür, daß es nicht auf die Gesellschaft regnet. — Ich stehe für Alles, gnädiger Herr; ich werde es leiten und bin darin bewandert, als wenn ich das Pulver erfunden hätte.“

„Nun, meine Herren, was haltet ihr von diesem Feste?“ sagt Robineau, sich wohlgefällig die Hände reibend.

„Ich hoffe, Du wirst ein Programm vertheilen lassen, bemerkte Alfred. Wen empfängst Du denn aber morgen? — Die beste Gesellschaft von Saint-Amand: Edelleute, Rentiers, Männer von großem Verdienst... Ihr werdet sehen, meine Herren, daß nicht alle lebenswürdigen Leute in eurem Paris sind... und Frauen!... ach Gott! Frauen, ihr werdet von allen Farben sehen!“

„Pah! wirst Du Afrikanerinnen, Mulattinnen haben? — So ist's nicht gemeint! ich will sagen, Ihr werdet Schönheiten jeder Art sehen... Schade, daß wir nicht die Gebräuche der Türken angenommen

haben, statt einer Frau hätte ich deren zwölf gehei-
rathet... denn wahrhaftig, ich habe die Eroberung
von mehr als zwölfen gemacht... indes... beson-
ders Mademoiselle de la Pincerie... — Wer ist diese
Fräulein de la Pincerie? — Ein reizendes Frauen-
zimmer... groß, gut gebaut, schlank... und sie
tanzt wie ein Hirsch!... kurz, Mademoiselle de la
Pincerie, aus einer der ältesten Familien von Poitou,
die sich in der Auvergne niedergelassen, weil die Butter
hier wohlfeiler ist... der Vater, der es mir gesagt
hat, ist ein gründlich gelehrter Mann, ein großer
Oekonom... seit dreiundvierzig Jahren arbeitet er
an einem philanthropischen Plan, der beweisen soll,
daß man die Fleischbrühe mit Kalbsfüßen allein machen
könne, was eine große Ersparniß wäre!"

„Teufel! es ist sehr ärgerlich für die Dachsen,
daß er diese Arbeit noch nicht beendigt hat. — Die
ältere Tochter, eine Wittwe, ist noch sehr hübsch,
wie ich glaube, aber etwas kokett... dann ein Bru-
der des Marquis, der die personificirte Gutmüthig-
keit ist!... Kurz, meine Herren, ihr werdet morgen
die ganze Familie sehen, welche ich überdies ein-
laden werde, einige Zeit auf meinem Schlosse zuzu-
bringen.“

Die jungen Leute wollen den Hof verlassen, als
Herr Ferulus, der sich auf einen Augenblick davon
gemacht hatte, wieder zurückkommt und Robineau mit
den Worten anhält: „Gnädiger Herr vom Schwar-
zenfels, Sie wissen, daß ich Ihr Haus vollzählig
gemacht habe, aber Sie hatten noch keine Zeit, alle

Ihre Leute zu sehen; überdies habe ich es für dienlich erachtet, ihnen ihrem Dienste angemessenere Namen zu geben, als sie früher führten. In der großen Galerie habe ich sie versammelt, wollen Sie solche die Musterung passiren lassen?"

„Dies scheint mir ziemlich passend, versetzt Robineau, ich muß die, welche ich bezahle, doch wenigstens auch kennen.“

Man begibt sich in die Galerie, wo die ganze Dienerschaft des Schlosses versammelt ist. Herr Ferulus, ein großer Liebhaber des Ceremoniels, hat alle in einer Reihe aufgestellt, mit dem Befehl, irgend ein Attribut ihres Dienstes in der Hand zu halten. Der Pförtner hat seine Schlüssel, der Gärtner eine Schaufel, Franz eine Gerte zum Kleiderausklopfen, der Kutscher eine Peitsche, der Jockey eine Mütze, die Küchenjungen Spicknadeln, Jungfer Gaul eine Kasserole und Jeannette, die keine Bettflasche im Schloß gefunden hatte, hält einen Fußwärmer unter dem Arm.

„Sehr gut! . . . sieht sehr gut aus! sagt Robineau, vor seinen Leuten stehen bleibend, neun Dienstleute, Pferde und Hunde ungerchnet . . . das ist hübsch!“

„Erlauben Sie, gnädiger Herr, daß ich Ihnen die neuen Namen eines Jeden mittheile,“ sagte Ferulus, und sich vor Jeden hinstellend, und mit einem Stab auf ihn deutend, als ob er Wachfiguren zeigte, beginnt er seine Erklärung mit dem Pförtner.

„Dieser hier, gnädiger Herr, ist Ihr Pförtner . . . statt Cunette, einem häßlichen Namen, wollen wir ihn mit Ihrer Erlaubniß Custos nennen, was, wie

Sie sehr gut wissen, im Lateinischen Wächter bedeutet. Versteht Ihr, Ihr nennt Euch Custos."

"Ich nenne mich Cunette, rief der Pförtner aus; und ich behaupte, daß das ein schönerer Name, als Ihr Cudechausse ist ... — Ich sage, Custos, Unwissender. — Aber ... — Stille! ... Dieser hier, gnädiger Herr, ist Ihr Gärtner, und heißt Olitor, der wahre Name seines Handwerks ... Olitor, präsentirt Eure Schaufel ..."

"Was heult Ihr mir da vor? sagte der Gärtner ärgerlich. Ich heiße Vincent ... Was findet Ihr über diesen Namen zu sagen? Glaubt Ihr, ich werde mir in meinem Alter einen neuen Namen angewöhnen? — Olitor, mein Freund, ist sehr leicht. — Den Teufel auch, ich werde Euch nicht darauf antworten! ... das ist ein Hundename. — Es ist ein Gärtnername, seht nur in das Dictionnaire. — Laßt mich doch mit Ruhe! ... wachsen Dictionnaires in meinem Garten? ... — Ich sage Euch, Ihr nennt Euch Olitor, auf Befehl des gnädigen Herrn. — Und ich sage Euch, unser Herr kann eine solche Dummheit nicht befehlen ... — Eine Dummheit! ... Die Frucht langer Forschungen ..."

"Mein lieber Ferulus, fällt Robineau ein, indem er majestätisch vortritt, ich lasse Eurer Gelehrsamkeit Gerechtigkeit widerfahren ... und weiß, daß Ihr hinsichtlich des Wissens alle diese Kerls da ohne Anstand auffressen würdet; so viel ist aber gewiß, daß ich meinen Leuten keinen neuen Namen geben werde... das könnte mich verwirren; ich nenne also Jeden ganz

einfach bei seinem Dienstgeschäfte . . . d. h. Pförtner . . . Gärtner . . . Kammerdiener . . . das ist mir lieber.“

„Es lebe der gnädige Herr! schreit Eunette, seinen Hut in die Höhe werfend, während sich Ferulus umdreht und zwischen den Zähnen murmelt: Da gebe man sich nur die Mühe, ein Haus mit Geschmack zu bilden! . . . So muntert man die Wissenschaft auf! . . . numerus stultorum est infinitus! . . .“

Nachdem Robineau mit seinen sämtlichen neuen Dienstboten Bekanntschaft gemacht hatte, kam er zu Jeannetten, der Letzten in der Reihe, und welche dem gnädigen Herrn eine Glutpfanne darreicht.

„Was ist das, meine Liebe?“ sagte Robineau, die Kohlpfanne betrachtend.

„Ei, gnädiger Herr, das ist ein Attribut, wie dieser schwarze Herr da sagt, der mich in Ihren Dienst genommen hat. — Wie! seid Ihr in meine Dienste getreten, um Kohlpfannen darzureichen? . . . es scheint mir, daß Ihr etwas Besseres thun könnt.“

„Euer Gnaden vom Schwarzenfels, das ist eine sinnbildliche Darstellung, sagte Ferulus vortretend; dieses Mädchen ist in Ihrem Hause, um Alles zu thun . . . und vornehmlich um das Bett zu wärmen, wenn es Ihnen angenehm ist . . . da sie jedoch im Augenblick keine Bettflasche gefunden hat, so bietet sie Ihnen das Sinnbild Ihrer Amtsverrichtung dar.“

„Ja, gnädiger Herr, ich werde Sie wärmen,“ sagte Jeannette, indem sie einen Knix machte.

„Gnädiger Herr, fährt Ferulus fort, Abraham ließ sich von Hagar wärmen, David von Bathseba,

ich sehe nicht ein, warum sich Euer Herrlichkeit nicht von Jeannetten wärmen lassen sollte?"

"Ich sehe es eben so wenig ein, bemerkte Robineau, und ich billige die Bildung dieses Amtes in meinem Schlosse sehr. Geht, meine Leute, zeigt Eifer und Thätigkeit, und besonders morgen seid umsichtig und betrinkt euch nicht."

Nach diesen Worten entfernt sich Robineau mit seinen beiden Freunden. Die Dienstboten kehren an ihre Arbeit zurück und Ferulus sagt Jeannetten leise ins Ohr: „Du wärmst diesen Abend mein Bett. — Wie, mein Herr! jetzt schon? bei dieser Hitze? ... wir sind kaum im Anfang des September. — Das beweist nichts, es kann warm sein und doch feucht. — Aber, mein Herr, weil ich keine Bettflasche gefunden habe ... — Gleichviel, meine liebe Freundin, in Eurem Alter muß das Centrum der Schwerekraft heiß genug sein, um ihre Stelle zu ersetzen ... — Was ist das, das Centrum der Schwerekraft, Herr? — Auf was Ihr Euch setzt, Jeannette. — Wie, mein Herr! ich soll Euer Bett mit meinem wärmen? — Gewiß, meine Liebe, auf diese Weise wärmte man stets die Betten im Alterthum, denn damals gab es noch keine Bettflaschen. — Also recht, mein Herr. — Ah! ... Jeannette, sorgt dafür, daß ich den Bettwärmer noch im Bett finde, wenn ich mich niederlege."

Jeannette macht große Augen und verbeugt sich, während Herr Ferulus, mit seinem Rorkzieher spielend, weiter geht.

Fünftes Kapitel.

Das Mädchen und der Unbekannte.

Während auf Schloß Schwarzenfels Alles mit dem großen Fest beschäftigt war, herrschte die tiefste Ruhe um Isaurens Wohnung. Nachdem die jungen Leute weggegangen waren, führte die kleine Hirtin ihre Ziegen ins Gebirge. Unterwegs fielen häufig ihre Blicke auf das weiße Haus; sie schien es ehrfurchtsvoll zu betrachten und zu prüfen; dann ging sie weiter und von Zeit zu Zeit entfuhr ein leichter Seufzer ihrer Brust. Unvermerkt verfiel Isaura seit den Besuchen Alfreds und Eduards öfters in Träumereien; sie dachte an die beiden Freunde. Allein in ihrem Häuschen oder auf den Bergen, hatte Isaura Zeit genug, sich ihren Gedanken zu überlassen; und wenn die Liebe das Herz einer Frau bewegt, findet selbst die am meisten Beschäftigte Muße, an den Gegenstand ihrer Liebe zu denken, oder vielmehr, sie denkt immer an ihn; in die Gesellschaften und trotz dem Zwang, den sie uns auferlegen, folgt uns das Bild des angebeteten Gegenstandes. Das ist unsere wahre Sylphide oder unser Schutzengel.

Alfred und Eduard waren beide gleich sehr geschaffen, geliebt zu werden; beide suchten Isaura zu gefallen. Ein noch jungfräuliches Herz gibt sich leichter hin und nimmt die Eindrücke der Liebe schneller in sich auf. Das junge Mädchen, welches die Gebirgsbewohner flohen, empfand in der Nähe derer, welche

bei ihr so glücklich zu sein schienen, ein neues, ihr noch unbekanntes Vergnügen. Dieses konnte aber nicht ohne Gefahr sein, und schon zeigten zarte Träumereien bei Isaura das Entstehen eines neuen Gefühls an.

Das Lesen ist keine genügende Zerstreuung mehr für die kleine Hirtin. Sie hat indeß ein Buch mitgenommen, aber sie öffnet es, blickt hinein und liest nicht; ihre Augen schweiften ab nach dem Wege, auf welchem die jungen Leute in das Thal kommen. „Morgen werde ich sie wieder sehen, spricht sie bei sich selbst; sie haben keine Scheu vor mir!... Sie gehen bei meinem Anblick nicht davon, halten mich nicht für böshaft!... Ach! ich fange an, einzusehen, wie traurig es ist, allein zu leben... keinen Freund um sich zu haben. Vor einiger Zeit indeß dachte ich noch nicht daran... war glücklich... Was fehlt mir denn jetzt?“

Isaura ließ ihr Köpfchen auf ihre Brust sinken; das Buch wird zugeschlagen; sie gibt sich süßen Schwärmereien hin.

Plötzlich fuhr sie auf, schlug die blonden, ihr ins Gesicht hängenden Locken zurück, sich dann unruhvoll umwendend, betrachtet sie wieder das weiße Haus, beugte den Kopf etwas vor und schien zu horchen, zu harren, zu hoffen...

Aber Nichts störte die Ruhe der Umgebungen, und dieses Haus, der Schrecken der abergläubischen Gebirgsbewohner, schien verlassen wie immer.

Endlich wandte Isaura ihre Blicke von dieser Seite

ab; nachdem sie aber die Augen rings umher hatte laufen lassen, wie um sich zu überzeugen, ob Niemand sie sehen könne, zieht sie ein kleines Medaillon aus ihrem Busen, führt es an ihre Lippen, küßt es mit Inbrunst und einige Thränen beneßen den Gegenstand, dem sie so viele Liebeszeichen gegeben.

Nach einigen Minuten verbirgt sie das Kleinod wieder sorgfältig in ihrem Busen, trocknet sich die Augen, steht auf, sammelt ihre Ziegen und geht langsam nach ihr Wohnung zurück.

Baillant kam seiner Herrin freudig wedelnd entgegen. „Armer Baillant! sagte Isaura, ihren treuen Gefährten lieblosend, du bist nicht zufrieden mit mir, gewiß, ich spiele nicht mehr so viel mit dir, wie sonst... liebe dich weniger, und doch liebe ich dich noch gleich sehr... O, ich bin wahrhaft böse auf mich, daß ich nicht mehr so heiter bin wie früher.“

Der Hund spitzt die Ohren, sieht das Mädchen an; man möchte glauben, er sinne auf ein Mittel, sie zu erheitern. Eine Weile verfließt so und Baillant rührt sich nicht. Plötzlich aber senkt er den Kopf, entfernt sich von Isaura, geht an die Hausthüre und läßt endlich ein dumpfes, gedehntes Bellen vernehmen.

„Was gibts denn, Baillant? was hast du?“ sagt Isaura, ihren Hund zurückrufend; dieser aber bleibt an der Thüre und will nicht davon weg; er knurrt fortwährend, seine Augen drücken seinen Aerger und eine unruhige Neugier aus.

„Es ist also Jemand da? fährt das Mädchen

fort. Sollten sie zurückgekommen sein? ... oder Einer von ihnen allein! ..."

Schon bedeckte eine lebhafte Röthe ihre Wangen, indeß eilte sie zur Thüre, um zu öffnen; aber statt ihrer jungen Freunde erblickt sie den unheimlichen Wanderer einige Schritte von ihrem Hause.

Der Fremde stand unbeweglich, auf seinen Knotenstock gestützt; er schien jeden Stein des Häuschens anzustarren und zugleich in tiefe Betrachtungen versunken; als die Thüre sich öffnete und der Hund um ihn herging, rührte er sich nicht; nur fielen seine schwarzen, durchdringenden Augen auf das Mädchen, die auf der Schwelle ihrer Wohnung geblieben war.

Der Anblick des Unbekannten, der Ausdruck seines Gesichts hatte in diesem Augenblick etwas Finsteres, das, im Verein mit seiner ärmlichen Kleidung, Mißtrauen einflößte. Nie war Isaura diesem Menschen so nahe gewesen; sie hatte ihn nur in großer Entfernung vorübergehen sehen, jetzt aber stand er vor ihr und seine Blicke, die von einem düsteren Feuer blitzten, schienen in das Innere ihrer Seele dringen zu wollen.

Das lebhafte Roth, welches das schöne Gesicht des kleinen Hirtenmädchens färbte, wich einer plötzlichen Blässe, ihr Herz klopfte und sie fühlte ein leichtes Zittern ... Noch nie hatte sie jenes peinliche Drücken empfunden, das sie beim Anblick des Fremden befiel. Sich indeß ihrer Furcht schämend, suchte sie sich zu fassen und sagte mit einer Stimme, der sie Sicherheit zu geben bemüht war: „Mein Herr, wünschen Sie Etwas?“

Der Bagabund betrachtete sie lange; endlich antwortete er: „Meiner Treu, nein, ich wollte Nichts... Doch, da ich einmal vor Euch stehe, würde ich wohl einen Bissen essen... wenn es anginge.“

„O ja, mein Herr!... das geht leicht. Treten Sie ein.“

Jetzt erblickt Isaura in dem Unbekannten nichts mehr als einen Unglücklichen, und die Freude, Gutes thun zu können, verscheuchte ihre Furcht. Während indeß der Fremde eintritt und im untern Gemache Platz nimmt, läßt sich Isaura beim Herbeiholen dessen, was sie ihm anbieten will, beständig von Baillant begleiten; und ihre Stimme, die ihrem treuen Wächter hin und wieder einige freundliche Worte sagt, scheint ihm noch mehr Wachsamkeit als sonst anzuempfehlen.

Der Fremde hatte sich auf einen Stuhl geworfen, Hut und Stock abgelegt. Hierauf betrachtete er neugierig das Innere des Hauses. Wenn die Kleine ins Zimmer zurückkommt, blickt er sie von Neuem an, und je mehr er sie betrachtet, desto größeres Staunen drückt sich in seinen Augen aus.

Als Isaura ihre Vorräthe auf einem Tische aufgetragen und diesen ihrem Gaste näher gerückt hatte, sagte sie mit Anmuth: „Da, mein Herr, ist Alles, was ich Euch anbieten kann, es geschieht aber mit Freuden.“

„Das ist weit mehr als nöthig... und noch ein kostbares Mahl, neben der Kost, wie ich sie seit einiger Zeit habe. Ich sage Euch aber vorher, meine Kleine, daß ich es nicht bezahlen kann.“

„Mich bezahlen, Herr!... O! ich bin nicht gewohnt, mir die unbedeutenden Dienste, die ich zu leisten vermag, bezahlen zu lassen... Ist man nicht überglücklich, wenn man seinen Nebenmenschen zuweilen nützlich sein kann?“

„Sehr schön gedacht, Kleine, sagte der Fremde mit spöttischer Miene, doch zweifle ich, daß Eure Nebenmenschen es Euch bei vorkommender Gelegenheit erwidern!... Ihr seid noch jung, lernet frühzeitig, nie auf die Dankbarkeit Derer zählen, denen Ihr gefällig gewesen seid!“

„Ich bedarf ihrer Dankbarkeit nicht, um Gefallen am Gutes thun zu finden... Meine Belohnung ist in meinem Herzen.“

Bei diesen Worten erhob Isaura ihre blauen Augen mit rührender Unschuld und ihr ganzes Wesen schien verklärt. Der Unbekannte sah sie, während er aß, fortwährend an. „Junges Mädchen, begann er wieder, nicht bei Euren Ziegen und Euren plumphen Bergbewohnern habt Ihr gelernt, Euch so auszudrücken.“

Isaura erröthet und stammelt: „Wie! mein Herr, wie, glaubt Ihr, die Bewohner dieser Berge seien nicht eben so gastfreundlich als ich?“

„Gastfreundlich?... freilich!... aber es gibt so viele Arten, es zu sein;... und ich sehe wohl an Eurem Ton... Euren Reden... Ja, ja, ich verstehe mich darauf, und ich glaube, es würde künftig schwer sein, mich zu hintergehen... Nun, setzt Euch her... leistet mir Gesellschaft... Ich mache Euch hoffentlich keine Furcht?“

„Nein, Herr,“ antwortete die Kleine schüchtern, sich einige Schritte vom Tisch niedersetzend und besorgt, daß Baillant neben ihr bleibt.

Nachdem der Unbekannte gegessen und getrunken hat, stützt er seine Ellbogen auf den Tisch, den Kopf auf die Hände, sieht Isaura starr an und sagt zu ihr: „Man spricht viel von Euch in der Gegend.“

„Von mir, Herr?“

„Ja, von Euch... die Bergleute behaupten, Ihr seid eine Zauberin... — Eine Zauberin! — Ja... Das macht Euch lächeln, und Ihr habt Recht; diese Dummköpfe verdienen nur Mitleid. Ich fange jedoch an, wirklich einzusehen, daß sich diese Bauern leicht über den Unterschied wundern konnten, der zwischen Euch und ihnen besteht, obgleich ich nur eine sehr natürliche Ursache dabei vermuthe. Ihr werdet mir sagen, das gehe mich nichts an?... und daß, wenn Ihr Euch besser ausdrücket, als die Bergleute, man wahrscheinlich mehr Sorgfalt auf Eure Erziehung verwandt habe... Sehr gut; Ihr werdet aber zugeben, meine Kleine, daß es ziemlich unnütz war, Euch mehr zu lehren, als eine Ziegenhirtin, um Euch hintendrein in diesen Bergen zu lassen.“

Isaura antwortet nicht: sie schlägt die Augen nieder; der Ton des Fremden, dessen beständig auf sie geheftete Blicke sie in eine unüberwindliche Verwirrung setzen, hat sie eingeschüchtert.

„Liebe Kleine, fährt der Bagabund fort, Ihr seid schön!... sehr schön, wahrhaftig... und weit mehr, als ichs dachte, ehe ich Euch so genau gesehen...“

Aber diese Schönheit wird Euch Abenteuer zuziehen... Die Männer beten schöne Weiber an, oder sind wenigstens sehr eifrig bei ihnen!... Und darin sehe ich nur etwas sehr Vernünftiges und Natürlicheres, als Thiere anzubeten wie die alten Egyptier. Man wird Euch also anbeten... Aber was sage ich?... das ist ohne Zweifel schon geschehen... Ihr erröthet! Ei, zum Teufel, das ist doch etwas ganz Gewöhnliches!..."

„Mein Herr... ich weiß nicht, was Ihr sagen wollt,“ entgegnete Isaura mit einer Unbefangenhait, die jeden Andern überzeugt hätte, als den Mann, der ihr gegenüber saß.

„Ihr wißt nicht! murmelte dieser achselzuckend. Ja, ja... das ist so ihre Sprache!... Sie wissen nie!... sind stets unschuldig und rein!... Und haben wir Beweise ihrer Treulosigkeit, legen wir sie ihnen klar vor Augen, antworten sie uns doch mit treuherziger Miene, daß sie nicht wissen, wie das zugegangen sei!..."

Ein bitteres Lächeln irrte über die Lippen des Unbekannten; seine Augbrauen zogen sich zusammen, er schien von peinlichen Erinnerungen beherrscht. Isaura rückte zitternd ihren Stuhl zurück, ihre Augen drückten das Entsetzen aus, das sich ihrer bemächtigte; der Fremde blickte sie an und errieth, was in ihr vorging; er nimmt seine gewöhnliche Miene wieder an und fährt fort: „Warum entfernt Ihr Euch denn so von mir?“

„Mein Herr... es kam mir vor, als wäret Ihr

zornig. — Zornig? durchaus nicht!... Zum Teufel, auf wen sollte ich denn zornig sein?... Wir wollen auf Euch zurückkommen... nun, rückt näher und zittert nicht."

Isaura folgt, wider ihren Willen, dem Verlangen ihres Gastes; der vertrauliche Ton, mit welchem er spricht, würde sie beleidigen, wenn er nicht im Elend zu sein schiene; aber sie hält ihn für unglücklich und schreibt dem Mitleiden ihre Unterwürfigkeit gegen ihn zu.

"Ich habe Euch gesagt, Ihr seid schön... Das konnte nicht verursachen, daß Ihr Euern Stuhl zurückzoget... Andere mußten Euch dies schon vor mir sagen, und darunter die beiden jungen Leute, die Euch seit einiger Zeit jeden Morgen besuchen."

Isaura wurde feuerroth und stotterte: „Die beiden jungen Leute?... Ah!... Ihr wißt... Kennt Ihr sie, Herr?“

„Ja... ich kenne sie jetzt sehr gut. Aber kennt Ihr sie auch, wißt Ihr, wer sie sind? — Ich weiß, daß sie Alfred und Eduard heißen... auf Schloß Schwarzenfels wohnen... sehr liebenswürdig und artig gegen mich sind... — Ist das Alles? — Ja, mein Herr. — Ihr lügt; Ihr wißt sehr gut, daß Beide in Euch verliebt sind.“

Isaura will ihre Augen erheben, aber die Blicke des Fremden zwingen sie, solche gleich wieder niederzuschlagen, und sie erwiderte mit bewegter Stimme: „Die Herren konnten es mir unter Lachen sagen... ich durste es nicht glauben. — Ei! der Tausend! lachend oder anders, gibt es nicht tausend Mittel,

sich verständlich zu machen!... Die Einfältigste bemerkt, wenn sie gefällt; um so mehr aber die, welche, wie Ihr, weder dumm noch affectirt ist... O! glaubt mir, ich kenne die Weiber besser, als Ihr Eure Ziegen und Eure Hühner!... Ich hatte auch meine Zeit... zwar war sie kurz, aber ich habe sie gut benützt... Man fand mich eben so liebenswürdig und verführerisch, als Ihr Alfred und Eduard finden könnt... nur brachte ich die Sachen schneller zum Ziel!... Wie viele Schönheiten wurden verführt und verlassen, um wieder neuen Platz zu machen!... Wie wußte ich alle Töne anzunehmen, alle Nüancen des Gefühls aufzufassen, um meine Schlachtopfer zu umgarnen! Ich heuchelte Liebe, Schmerz, Verzweiflung; sogar Thränen vergoß ich; aber im Grunde war mein Herz trocken und kalt; ich lachte innerlich über die Seufzer, welche diese Damen rührten... O! ja, ich kann sagen, ich hatte eine sehr glänzende Epoche... Schade, daß es ein so schlechtes Ende nahm!..."

Isaura hörte dem Fremden mit Entsetzen zu, ohne daß sie ihn zu unterbrechen wagte; dieser blieb einige Minuten in wiedererwachte Erinnerungen versunken, dann ließ er den Kopf auf die Brust sinken und fuhr fort: „Ja... Alles ist dahin!... Liebe! Freundschaft!... Ueberfluß!... ich werde es nicht mehr kosten;... allein... elend... habe ich auch keinen Freund!..."

Die Stimme des Unbekannten war langsam und traurig geworden. Isaura fühlte sich bewegt, gerührt; sie stand auf, näherte sich dem Manne, vor dem sie

alle Furcht verloren, und sagte mit wohlthuerender Theilnahme: „Ihr seid also sehr unglücklich gewesen? ...“

Der Fremde erhob den Kopf, blickte sie starr an und rief: „Das ist doch wunderbar!... so deutlich war es mir noch nie geworden, wie jetzt. — Was denn, mein Herr? fragte Isaura. — Nichts! o! Nichts... Ohne Zweifel Wirkung meiner Träume. Zum Teufel, warum denke ich auch an all das Zeug. Nein, es gibt nur noch ein Gefühl, das mein Herz beleben kann... dieses aber wird mir süße Genüsse verschaffen.“

Die Augen des Fremden funkelten aufs Neue. Eine teuflische Freude malte sich darin, Isaura eilte wieder an ihren Platz zurück und ihre Hand legte sich auf Baillants Hals.

„Kleine, fing der Bagabund wieder an, nachdem er ein Glas Wein geleert, ich sagte also, die beiden jungen Leute, welche Euch so häufig besuchen, sind in Euch verliebt!... Das hat nun nichts zu sagen;... Ihr könnt wohl denken, daß um Euer Thal oder die schönen Augen Eurer Ziegen zu sehen, zwei junge Pariser nicht so früh aufstehen... Ich habe aber meine Gründe, zu fragen, welchem von Beiden Ihr den Vorzug gebt... wenn Ihr sie nicht Beide liebt, was ich indeß noch nicht von Euch glaube... Nun spricht, gebt Antwort!“

Isaura erhebt sich würdevoll, sie zittert nicht mehr, denn sie fühlt sich beleidigt; und nun ebenfalls Den betrachtend, den sie gastfreundlich in ihrer Wohnung aufgenommen, antwortet sie: „Eure Fragen setzen

mich in Erstaunen, mein Herr! wer hat Euch denn beauftragt, sie an mich zu richten? — Wer denn? ei, zum Henker! ich mache sie Euch!... ich frage Euch!... braucht's so viele Umstände, um zu sagen, ich liebe Diesen oder Jenen mehr?..."

„Nie hat noch Jemand so mit mir gesprochen, mein Herr... und wenn meine gute Mutter noch lebte... — Von Eurer guten Mutter ist nicht die Rede... wenn sie noch lebte, würdet Ihr wahrscheinlich nicht jeden Morgen zwei schöne junge Männer empfangen. Ich sehe, Ihr benüßt Eure Freiheit... ziert Euch doch nicht so sehr!... das macht keinen Eindruck auf mich... poß Donnerwetter! gebt Antwort!“

Der Fremde war dabei plötzlich aufgesprungen und auf Isaura zugegangen; diese war aus einem Gefühl des Entsetzens über die Annäherung dieses Menschen zurückgewichen, wobei sie einen Angstschrei ausstieß. Baillant, der glaubte, man wolle seine Herrin angreifen, stand alsbald auf, sprang mit Blitzesschnelle auf den Unbekannten los und packte ihn am Bein.

„He!... he! ruft doch Euern Hund zurück... tausend Donner! seht Ihr nicht, daß er mich zerreißen will!...“

Isaura rief Baillant zurück, der sich ungern entschloß, das erfaßte Bein loszulassen, und zu seiner Herrin zurückkehrend, knurrt er fortwährend und betrachtet den Fremden mit funkelnden Augen.

„Verzeiht, sagte Isaura; aber dies treue Thier

hat allem Anscheine nach geglaubt, daß Ihr mich bedroht... — Ei, zum Henker! warum schreit Ihr, wenn ich Euch näher trete?... Glaubt Ihr denn, ich wolle Euch fressen?... Wie dumm doch diese Mädchen sind!... Teufel!... Ihr habt da einen Wächter, der nicht spaßt!... seine Zähne sind tief eingedrungen;... empfänge er Eure jungen Leute eben so, würden sie nicht so oft kommen!... Aber da schreit Ihr nicht, wenn die Euch zu nahe kommen, nicht wahr? Adieu, schöne Verschwiegene!... Geht! ich will bald wissen, was Ihr mir heute nicht sagen wollt!... Ja, ich will bald Alles erfahren, was Euch betrifft!... Für eine Zauberin halte ich Euch nicht; aber meiner Meinung nach ist es nicht natürlich, daß Ihr sprecht wie die Damen der Stadt, daß Ihr nur mit Euren Ziegen lebt und reich genug seid, alle bei Euch Einsprechende gratis zu beherbergen... Dahinter steckt Etwas, und ich erfahre es, Kleine, denn ich hab's Euch gesagt, man hintergeht mich nicht, und ich glaube weder an die Unschuld auf dem Lande, noch an platonische Liebe, noch an von Gott verliehenes Wissen."

Der Fremde griff nach Hut und Stock und ging aus dem Haus, noch einen verächtlichen Blick auf das Mädchen werfend. Isaura fühlt, daß sie freier athmet, als sie diesen Menschen aus ihrer Wohnung sich entfernen sah; und Baillant, der nicht aufhörte, zu knurren, folgte dem Fremden bis vor die Thüre und kehrte nicht eher zurück, als bis er ihn völlig aus den Augen verloren hatte.

Sechstes Kapitel.

Neue Personen. — Großes Fest auf dem Schwarzenfels.

Endlich ist der große Tag erschienen, an welchem Robineau die ganze Pracht und Herrlichkeit eines Kalifen entfalten will, obgleich sein Vermögen nicht einmal dem des kleinsten Pascha Seiner Hoheit gleichkommt. Aber nachdem man lange Zeit mit der größten Sparsamkeit gelebt hat, der Besitzer eines Schlosses werden, sich Euer Gnaden und Herr vom Schwarzenfels nennen hören, neun Dienstboten haben und sich endlich von den Männern geschmeichelt, bewillkommt, aufgesucht, von allen Frauen gehätschelt sehen, das ist mehr als nöthig, um den Kopf zu verlieren, besonders wenn man nur sehr wenig gesunden Verstand und viel Eitelkeit besitzt; auch hat Robineau den seinigen beinahe ganz verloren; er rechnet nicht, denkt nicht darüber nach, daß die Lebensweise, die er führt, weit über sein geerbtes Vermögen geht; er bestellt und ordnet an. Doch schwelgt er in Bonne, er ist glücklich... das ist immerhin etwas. Wie vielen Leuten gelingt es mit den größten Reichthümern nie!

Robineau wacht sehr frühe auf und denkt zuerst an seine Toilette, ein sehr wichtiger Punkt, besonders wenn man eine Frau nehmen will. Franz bringt seinem Herrn die neuen, eben erst aus Paris angekommenen Kleidungsstücke herbei. Er breitet sie vor sich aus und schwankt zwischen vollständig schwarzem Anzug und den weißen Beinkleidern, welche der

Jahreszeit angemessener sind. In diesem Augenblick tritt Herr Ferulus ins Gemach; der Bibliothekar, Haus-, Hof- und Kellermeister ist schon in völligem Ornat, obgleich er stets den gleichen Frack trägt; um denselben aber ein wenig herauszuheben, ließ er Stahlknöpfe von der Größe eines Fünffrankenthalers darauf nähen, welche in der Sonne einen strahlenden Glanz umherwerfen. Außerdem ließ er auf den Schultern ungeheure Bandschleifen festmachen, deren lange Enden wie Zöpfe auf seinem Rücken umherflattern. Seines Gallakleides ungeachtet hat Herr Ferulus ein viel längeres Gesicht als sonst, und seine Augen sind roth und matt.

„Wahrlich, lieber Ferulus, Sie kommen gerade recht, Sie werden mich in der Wahl meines Costüms leiten; soll ich vollständiges Schwarz nehmen oder mir weiße Beinkleider erlauben?“

„Völlig schwarzer Anzug ist durchaus nothwendig, gnädiger Herr, sich anders kleiden, wäre ein Majestätsverbrechen gegen das Ceremoniel!... Bedenken Sie, gnädiger Herr, daß dieser Tag Epoche machen wird;... Sie, für sich allein, repräsentiren alle früheren Burgherren dieser Besizung!...“

„Franz, Du hörst... rüste mir das schwarze Staatskleid... Ach! Teufel! Herr Ferulus, Sie sind glänzend!... Sie haben sehr schöne Knöpfe! — Nicht wahr, gnädiger Herr? Sie kommen von dem Großonkel meines Vaters, der sie bei einem Menuet trug, die er mit der Frau von Maintenon tanzte. — Und was sind das für Bänder auf beiden Achseln? —

Gnädiger Herr, das Zeichen meiner Würde... das will sagen, ich sei würdig, an Ihrer Tafel zu speisen, mit der vornehmsten Gesellschaft. Die Pagen unter König Dagobert hatten es so."

„Alsdann haben Sie sehr wohl gethan, es eben so zu machen! Was haben Sie denn aber, Herr Ferulus? ... Sie erscheinen mir diesen Morgen sehr blaß..."

„Gnädiger Herr, weil... ich mein Bett wärmer ließ... — Wie! schon? — Der Thurm, in welchem ich wohne, ist sehr feucht, gnädiger Herr... indeß bekam es mir nicht so gut, als ich geglaubt hatte... ich hoffe, das Frühstück wird mich wieder ins Geleis bringen. Aber man hat die Livrée Ihrer Leute gebracht... sie ist prächtig... dunkelgrün mit aprikosenfarbenen Hosen und orangegelben Treffen. — Ja, meine Erfindung; sieht mans von ferne? — Von sehr ferne, gnädiger Herr; ich muß Ihnen indeß sagen, daß der Bauernlümmel, der Ditor... Ihr Gärtner, will ich sagen, sie nicht anlegen will, unter dem Vorwand, er sehe darin aus wie ein Papagei. — Dieser Schlingel macht immer den Widerspänstigen! ... Franz, befehle ihm in meinem Namen, seine Livrée anzuziehen, bei Strafe, aus meinem Hause gejagt zu werden!"

Alfred und Eduard beschäftigten sich ebenfalls mit ihrer Toilette, wiewohl sie nicht, wie der Herr des Hauses, auf Eroberungen ausgehen; die beiden jungen Leute wollten vor der zahlreichen Gesellschaft mit Vortheil erscheinen, und dann will man immer gefallen, selbst ohne die Absicht, Eroberungen zu machen.

Zwölf Uhr ist vorüber; Robineau ist im Staatskleid, alle Vorbereitungen zum Feste sind beendigt, aber noch hat sich Niemand von der erwarteten Gesellschaft gezeigt. Indes feuern Franz und die beiden Küchenjungen drei Flintenschüsse ab, und Robineau eilt auf den Balkon und schreit: „Was ist das? — Gnädiger Herr, antwortete Franz, das Zeichen zum Beginn des Festes. — Dummkopf!... soll das Fest beginnen, ehe Jemand da ist? — Ei! gnädiger Herr, Herr Ferulus sagte uns, wir sollen alle zusammen um zwölf Uhr schießen...“

„Non errabis! schreit Ferulus, im Hof erscheinend, ich sagte euch, ihr sollt um zwölf Uhr schießen... natürlich aber coram populo, d. h. vor der Gesellschaft... demnach ladet eure Waffen wieder und gebt noch einmal das Zeichen.“

Während die Waffen wieder geladen werden, hört man aus einer Ecke des Hofes klägliches Gewinsel. Alles geht auf den Ort zu, und man findet den Chef des aus drei Mann von der Stadtmusik bestehenden Orchesters, der die Kellertreppe hinabgefallen ist, wohin er beim Knall der Flinten in voller Angst gesprungen ist; man richtet den armen Mann wieder auf, läßt ihn auf das im Hof errichtete Orchester steigen, und befiehlt seinen beiden Kameraden, ihn nicht mehr fort zu lassen, was sie unter der Bedingung versprechen, daß man ihnen sechs Flaschen Wein unter ihren Sitz legt.

Robineau's Geduld wird auf eine harte Probe gestellt, denn über eine Stunde schaute er mit seinen

Freunden vom südlichen Thurm nach der Straße, bis er endlich in einem Reiter Herrn Berlingue, einen der Geladenen, erkennt, dem er sogleich entgegengeht, und ihn ins Schloß führt. Der Neuangekommene, ein kleiner Mann von fünfzig Jahren, blickte mit boshafter Neugier um sich her. Sein Aeußeres ist nicht sehr elegant; aber sein schalkhaftes Gesicht scheint fortwährend etwas zu suchen, über das er sich lustig machen kann. Er geht auf Robineau zu, reicht ihm die Hand und fragt nach seiner Gesundheit, wobei er bereits die beiden Freunde und das ganze Gemach die Musterung passiren ließ.

„Herr Berlingue, sagte Robineau, Sie sind ein liebenswürdiger Mann, Sie kommen endlich!... Aber die andern Herren und Damen lassen auf sich warten, und es ist ein Uhr! doch hatte ich gebeten, man möchte bald kommen. — Herr vom Schwarzenfels, erwiderte Herr Berlingue mit schreiender Stimme, mein Grundsatz ist Pünktlichkeit... diese Herren sind Ihre Freunde aus Paris? ... mir schmeichelhaft, ihre Bekanntschaft zu machen. Aber, Herr vom Schwarzenfels, wollen Sie Leute um zwölf Uhr haben, müssen Sie sie auf neun Uhr einladen, denn hier... Sie haben diesen Theil des Schlosses neu malen lassen, das sehe ich... hier, Herr vom Schwarzenfels, übertreiben wir die Moden; in Paris läßt man eine Stunde warten, in der Provinz vier... das ist Ihre Livrée? ... ein ganz neues Genre... und unsre Damen und Fräuleins! ... glauben Sie, die Toilette könne schon um zwölf Uhr fertig sein? ... einige Ihrer Möbel sind

noch altmodisch . . . müssen sie wechseln . . . die Frauen sind koketter als in Paris! . . . Ihr Frack ist vortrefflich gemacht . . . Ei! Klettermasten in Ihrem Hofe! . . . Ah! herrlich! eine neue Idee! . . .“

Trotz der Vorausssagung des Herrn Berlingue traf die übrige Gesellschaft bald ein. Die Familie de la Pincerie kam, wie die andern, zu Wagen, obgleich der ihrige nicht zu den elegantesten gehörte, in einer Art weitem Cabriolet mit einem magern Gaulle.

Der Marquis de la Pincerie war ein Mann von sechzig Jahren, sechs Fuß hoch und ausnehmend mager, mit Puder und Haarzopf; sein gelbes, runzlichtes Gesicht hatte einen beständigen Ausdruck von Stolz und Verachtung; selten fund es zwei Minuten an, ohne daß er hustete und sich räusperte; aber er that es mit einer Würde, die glauben machen konnte, es sei nicht Jedermann wie ihm gegeben, sich zu räuspern.

Nach ihm stieg ein kleines, grauäugiges, rothhaariges Kerlchen mit blauer Nase und rothen Ohren aus dem Wagen; kaum hatte er den Fuß auf dem Boden, als er lächelte und Zähne zeigte, deren kein Pferd sich zu schämen gehabt hätte. Dieser Herr, aus dem man noch nichts hatte machen und den man noch nicht hat unterbringen können, obgleich er schon ein Fünfziger war, ist der Bruder des Marquis und wurde Herzchen genannt, ein Name, den man ihm als Kind beigelegt hatte, und den er sein ganzes Leben führen zu wollen schien.

Nachdem er gelächelt hatte wie ein Eber, während sein Bruder bereits auf einen Klettermast spie, trat

Herzchen vor, um einem aus dem Wagen springenden Fräulein die Hand zu reichen, wobei diese zu ihrem Onkel sagte: „Es ist nicht der Mühe werth... ich steige lieber allein ab...“

Diese Dame, die mit so vieler Leichtigkeit herausspringt, ist die jüngere Tochter des Marquis, Fräulein Cornelia: sie war siebenundzwanzig Jahre alt, groß, hübsch gebaut, ihr Gesicht regelmäßig und nicht übel, aber ihre gebieterische Miene und ihre Augen, die sie nur selten niederschlug, schienen Huldigungen anbefehlen und sie nur als einen schuldigen Tribut hinnehmen zu wollen.

Hierauf kam ihre Schwester, eine Wittwe, welche man Frau von Hautmont oder nur ganz einfach Eudoxia nennt; sie mag fünf oder sechs Jahre weiter haben als Fräulein Cornelia; sie war hübsch, aber entstellt durch Grimassen und anspruchsvolles Wesen; ihre Toilette von übertriebener, ans Lächerliche grenzender Eleganz, und mit Wohlgerüchen überladen; in der einen Hand beständig einen Blumenstrauß, in der andern ein Riechfläschchen; die geringste Kleinigkeit macht ihr übel und verursacht eine Ohnmacht. Weit entfernt, allein abzustiegen, braucht sie drei Personen zu ihrer Unterstützung.

Robineau war der Familie de la Pincerie entgegengegangen, begrüßte sie mit vieler Ehrfurcht und Eifer, und führte sie in den großen Salon, wo ihm Alfred und Eduard beistanden, die Honneurs zu machen; Robineau vervielfältigte sich, um die ganze, nun heranströmende Gesellschaft würdig zu empfangen; diese

bestand aus dem Notar und seiner Gemahlin, einem reichen Papierfabrikanten, der seine Frau, drei Töchter, zwei Knaben und zwei Nichten mitbringt, dem Ehepaar Gerard, welche allein die beiden Sitze ihrer Karriole ausfüllen, und im Gehen einander nicht den Arm geben können, weil ihre Hüften sich widersetzen; dem Herrn Chevalier von Tantignac, der keine zwei Worte sprechen kann, ohne eine Lüge darein zu mischen, und der zu Fuß mit Sporen und Reitpeitsche ankam, um glauben zu machen, er sei geritten; endlich Beamten, reichen Kaufleuten, angesehenen Leuten des Städtchens, welche der Einladung des Herrn vom Schwarzenfels folgten, weil in der Provinz die Gelegenheiten, sich zu belustigen, seltner sind, man daher jede gern ergreift.

Endlich war die Gesellschaft in dem geräumigen Saale des ersten Stockes versammelt; man begrüßte, betrachtete, bekrittelte einander. Robineau rannte von dem Einen zu dem Andern, spielte den Liebenswürdigen und lächelte Jedermann freundlich zu; vorzüglich aber richtete er seine Huldigungen an Fräulein Cornelia de la Pincerie, obgleich diese seit ihrem Eintritt in den Salon Alfred weit mehr Aufmerksamkeit schenkte, als dem Herrn des Hauses, während Eudoxia den armen Eduard mit schmachttenden Blicken bombardirte.

Der Herr Marquis de la Pincerie hatte sich gleich Anfangs auf eine Ottomane geworfen, auf welcher er sich dehnte, als wenn er einschlafen wollte, und seine Beine so ausstreckte, daß die Gesellschaft genöthigt war, einen Umweg zu machen, um vorüber zu kommen;

er fing bereits an, zu husten, und spuckt verächtlich mitten ins Zimmer, wobei er Jeden ansieht, wie ein Sultan seine Sklaven.

Der Onkel Herzchen setzte sich im Gegentheil bescheiden hinter seine Nichte Cornelia, deren Oberärmel, die im Wagen etwas gedrückt waren, er wieder aufrichtete. Die Uebrigen sehen gruppenweise zum Fenster hinaus. Herr Berlingue geht im Salon auf und ab, Jedermann mit boshafter Miene betrachtend. Der Chevalier von Tantignac endlich, der zuletzt eintrat, sucht mit den Sporen in dem Kleid einer Dame hängen zu bleiben, damit er das Vergnügen hat, auszurufen: „Wie unbesonnen bin ich doch!... ich habe meine Sporen noch an... Ach! meine Damen, wie sehr muß ich um Entschuldigung bitten!... aber die Gewohnheit, zu Pferde zu sein!...“

„Und was haben Sie denn mit Ihrem Renner gemacht? sagt Herr Berlingue; ich habe ihn nicht gesehen, als ich ins Schloß trat.“

„Ich stieg zehn Schritte vom Thor ab, um Zufälle zu verhüten, weil mein Pferd schrecklich ausschlägt; hierauf habe ich ihm, wie gewöhnlich, zwei Hiebe mit der Reitpeitsche auf den Schwanz gegeben, und alsbald ging es allein nach seinem Stall zurück. Es ist darauf abgerichtet... ein Zögling Franconi's... doch ich eile, mich dieses Reitapparats zu entledigen!...“

Das Gespräch war in seinem Gange, der Chevalier log, Herr Berlingue machte über Jedermann malitiöse Bemerkungen, Onkel Herzchen bediente seine Nichten, als Herr Ferulus in den Salon trat, um

Robineau zu fragen, ob es Zeit zum Beginn der Festlichkeiten sei. Bei seinem Anblick lehnt sich Frau von Hautmont mit lautem Schrei an Eduard, und fragte: „Ach! mein Gott, was ist das? — Der Festordner ist's, Madame, erwiderte Eduard. — Er hat mir aber entsetzlich weh in den Augen gethan! Ich glaubte die Sonne oder den Mond hereintreten zu sehen... Was hat denn dieser Herr auf sich? — Seine Knöpfe strahlen von solchem Glanz. — Ach! wenn man solche Knöpfe trägt, sollte man wenigstens die Leute vorher davon in Kenntniß setzen.“

„Gewiß, bemerkte Herr Berlingue, es ist sehr schwer, diesen Herrn anzusehen, ohne zu blinzeln.“

Wie ein Pfeil schoß Herr Ferulus fort, und bald verkündigen die Büchenschüsse den Anfang der Festlichkeiten. Beim Krachen derselben wird es Eudoxien beinahe übel; doch trägt sie Sorge, nur in Eduards Arme zu fallen, den alle diese Schwächen zu langweilen beginnen, der aber nicht umhin kann, der Wittwe den Arm zu bieten. Jedermann eilt auf den Balkon und zu den Fenstern, von wo man die Spiele in dem Hofe sehen kann. Dunkel Herzchen allein blieb zurück, weil er zwei Stecknadeln für seine Nichte Cornelia und ein Glas Wasser für seine andere Nichte sucht.

Das Orchester indeß, welches sich hören lassen sollte, bleibt still, weil der Blinde bei den Schüssen unter die Bank gekrochen war, und allen Raisonnements des Herrn Ferulus ungeachtet nicht vorkommen will, bis er endlich bei den wiederholten Rufen Robineau's: „Fangt doch an!... wir warten,“ von

Ferulus und Franz mit Gewalt hervorgezogen wird. Endlich läßt sich die Musik hören, und sechs große Auvergnaten, nackt vom Kopf bis an die Lenden, erscheinen auf dem mitten im Hofe errichteten Kampfplatz.

Herr Ferulus aber, der auf die Treppe gestiegen ist, von wo aus er Alles leitet, schreit: „Gymnastische Spiele, nach Art der Griechen und Römer.“ — Drei Auvergnaten treten vor, jeder mit einem großen Käselaub in der Hand, welcher die Wurf Scheibe darstellen soll, mit der man nach dem Ziele wirft, das oberhalb der Treppe angebracht ist.

Die drei Ersten erreichten das Ziel nicht, der Vierte aber, ein baumstarker Kerl, wirft mit aller Gewalt seinen ungeheuren Käselaub, und trifft gerade das Gesicht des Herrn Ferulus, wo er in zwei Stücke zersprang, ohne ihm jedoch weiteren Schaden zuzufügen, als daß ihm verschiedene Reste im Gesicht und Haar zurückblieben, die ihn zur Vogelscheuche für zarte Nasen machten.

„Onkel Herzchen, bring mir kölnisch Wasser, rief Eudoxia, sich auf Edwards Arm stützend, denn dieses Spiel riecht gar zu sehr nach der Miste.“

„Das ist noch nichts, meine Damen; Sie werden noch ganz andere sehen!“ versetzt Robineau, in der Meinung, man sei entzückt über das Gesehene.

Nun beginnt der Wettlauf mit Stöcken, welche die Auvergnaten einander zwischen die Beine werfen, um ihre Gegner zum Fallen zu bringen. Dieses Spiel geht ohne Unfall vorüber; in dem darauf folgenden Faustkampf aber, wobei die Kämpfer in Eifer und

zuletzt in Wuth gerathen, sezt es blutige Nasen, und man muß jene mit Gewalt auseinander reißen. Zwei Auvergnaten, hartnäckiger als die übrigen, wollen sich nicht fahren lassen, man stößt sie daher auf den Borplatz hinaus, worauf die Damen wieder beruhigt sind.

„Jetzt geht's vom Ernsten zum Sanften über,“ schreit Herr Ferulus, und in der That kommen die Diener mit Körben voll Blumenbouquets für die Damen herbei.

„Ah! das laß ich mir gefallen, sagte Frau von Hautmont, das ist anmuthiger.“

„Und riecht nicht nach Käse,“ versetzt Herr Berlingue.

„Ei! aber... es ist ein Papier in meinem Bouquet, ruft Madame Gerard. — Ein Papier, Madame!“ wiederholt Herr Gerard, seiner Ehehälfte so nahe tretend, als seine Dickleibigkeit es ihm gestattet.

„Ich habe auch eins, sagt Eudoria. — Und ich auch,“ wiederholt jede der Damen. Cornelia öffnet das ihrige und liest:

„Vos attraits charment les coeurs,
Vous avez grâce et jeunesse;
La plus douce des faveurs
Est de vous aimer sans cesse.“

„Das ist ausnehmend artig!“ sagte Herr de la Pincerie, auf die Landleute im Hofe spuckend.

„Und an die richtige Adresse gelangt,“ bemerkt Alfred, welchen Fräulein Cornelia auf eine Weise betrachtet, die ihn nöthigt, ihr etwas Schönes zu sagen.

„Ich habe ebenfalls Verse, ruft Eudoria, sehen wir... Ei!... das ist aber das Nämliche, wie bei meiner Schwester. Da sehen Sie, mein Herr.“

Eduard sieht die ihm dargereichten Verse an:
 „Man hat gedacht, Madame, dieselben Reize müßten
 sich in der gleichen Familie wieder finden...“

„Ah! was Sie da sagen, ist sehr galant, daß
 meine Physiognomie von einem ganz andern Genre
 ist, als die meiner Schwester...“

„Sehen wir das meinige, sagte Madame, ich bin
 sehr begierig zu wissen, was man mir sagt:

„Vos attraits charment les coeurs,
 Vous avez grâce et jeunesse!...“

„Sicher, das ist ein Rundsreiben,“ bemerkte
 Herr Berlingue.

„Neuerst schmeichelhaft, das nämliche Compliment
 zu erhalten, wie Madame Gerard,“ ruft Fräulein
 Cornelia achselzuckend aus.

Zum Mastklettern zeigen die Auvergnaten wenig
 Lust, da die Preise, einige Sprachlehren und Lese-
 bücher, sie nicht sehr verführen.

„Nun denn, sagt der Bibliothekar, die Weiber
 werden euch das Beispiel geben, euch lehren, wie
 man hinaufsteigt... Vorwärts, ihr Jungfern.“

„Frauenzimmer werden klettern! sagt Berlingue,
 das muß interessant werden...“

„Ah! die Damen klettern! fällt Herr de la Pin-
 cerie ein; hum!... hum!... das ist eine Neuerung!“

„O! wir haben Alles vorgesehen! beruhigt Ro-
 bineau, der Mast ist mit Honig bestrichen.“

„Mit Honig bestrichen? versetzt Onkel Herzchen; ah!
 ich verstehe! ich verstehe; der Schicklichkeit wegen...“

Einige plumpe Bauerndirnen treten lachend vor, gehen um den Mast herum und wollen nichts wagen; aber Herr Ferulus bleibt am Fuße des Baums, um allen denjenigen als erste Leiter zu dienen, welche einen Versuch machen. Endlich klettert ein Landmädchen, bleibt aber unterwegs hängen, indem sie schreit, daß sie festhänge; und Ferulus ruft ihr zu: „Immer zu... weicht nicht... das ist der Weg des Lebens... Dornen, um Rosen zu erlangen... quid femina possit.“

Die Bäuerin rutscht, sich die Hände leckend, herab; eine andere kommt und ist nicht glücklicher, obgleich Herr Ferulus stets am Fuße des Masts stehen bleibt, um den Landmädchen zur Leiter zu dienen und sie aufzumuntern. Und Herr Berlingue behauptet, der Bibliothekar habe den besten Platz, und sehe unendlich besser, als die ganze übrige Gesellschaft.

Doch Niemand erscheint mehr. Vergebens schreit Herr Ferulus: „Es ist die Abhandlung über die Participien und die bürgerliche Köchin zu gewinnen.“ Die Preise werden in der Luft hängen bleiben; als plötzlich Jungfer Gaul, die aus einer Ecke des Hofes die Spiele mit ansah, stolz auf Ferulus zugeht und sagt: „Schaut... eine Köchin ist zu gewinnen! das geht mich an; laßt mich klettern, Herr Decanus, ich will euch die Gegenstände hübsch abreißen!... o! ich verstehe mich auf alle Spiele!“

Und den Mundschenten, der ihr die Leiter machen will, zurückstoßend, umklammert sie den Mast, schiebt sich mit den Knien nach, und zwar so kräftig, daß

man sie schnell vorwärts kommen sieht. „Sie wird das Ziel erreichen, sagt Herr Gerard, das ist ein festes Mädchen... — O! sie hat eine außergewöhnliche Stärke! versetzt Robineau, sie hat mich einmal weggetragen wie eine Feder. — Ordentliche Waden hat sie,“ meint Herr Berlingue.

Jungfer Gaul zeigte in der That beim Nachschieben ihre Waden und das Strumpfband, doch war bis jetzt noch Alles gut gegangen; endlich erreicht sie das Ziel, nimmt die beiden Bände und wirft sie in den Hof herab.

Der Bibliothekar, entzückt, daß man den Preis gewonnen habe, läßt das Orchester Fanfaren spielen; die Gesellschaft klatscht in die Hände, und Jungfer Gaul will in der Freude des Triumphs schnell herabrutschen; aber ihr Kleid, durch den Honig festgefleht, will sich nicht mehr losmachen und im Herabgleiten verschwindet das Gesicht der Jungfer Gaul bald unter ihren Röcken, die oben bleiben, während ihre Beine und ihr anderes Gesicht den Blicken der Gesellschaft ausgesetzt sind.

Ein Gemurmel läßt sich hören; die Damen halten ihre Fächer vor oder verlassen den Balkon, die Männer nehmen ihre Vornetten und stellen Betrachtungen an über das, was sie erblicken; Robineau ruft: „Macht sie los!“ Herr Ferulus, der die Ursache des Tumults nicht bemerkt, schreit aus vollem Halse: „Ehre der Siegerin!...“

Die Bauern lachen und jubeln, und Jeannette sagt ganz natü: „Ei, da zeigt sie ihre Bettflasche!“

Durch eine letzte Anstrengung gelingt es indes der Jungfer Gaul, sich loszumachen, gerade als Franz mit einer großen Leiter herbeikommt; sie setzt den Fuß auf den Boden, macht eine Verbeugung und kehrt unter dem Jubelgeschrei der Bauern in ihre Küche zurück. Jetzt verläßt die Gesellschaft den Balkon und die Fenster und begibt sich auf Robineau's Vorschlag in den Garten. Man bietet den Damen den Arm. Eduard braucht sich nicht zu bemühen, denn die schmachende Eudoria hat den seinigen noch nicht verlassen. Cornelia sieht stets nach Alfred, dieser aber macht den Cavalier von zwei ziemlich artigen jungen Mädchen, und Fräulein de la Pincerie entschließt sich, den Arm anzunehmen, welchen ihr der Herr des Schlosses seufzend bietet.

„Wie haben Sie die Spiele gefunden?“ fragt Robineau, mit Cornelian eine schattige Seitenallee einschlagend.

„Hum, sehr gut ... es hat mir ziemlich gefallen ... es war originell ... Warum entfernen wir uns von der Gesellschaft ... — O! wir werden uns wieder zusammenfinden ... ich bin so glücklich einmal ... einen Augenblick ... zu suchen ... zu sein ... — Wer ist der große junge Mann, welchen Sie Alfred nennen? — Mein vertrauter Freund ... ein Baron mit mehr als hunderttausend Franken Einkommen ... Aber ich sagte Ihnen, mein Fräulein, daß ich in diesem Augenblick das höchste Glück genoß ... und daß ... — Ist Herr Alfred vermählt? — Nein, noch ledig ... und Eduard Beaumont auch ... Kurz, weil

wir einen Augenblick allein sind ... ein ziemlich sel-
 tener Umstand ... möchte ich Ihnen gerne ausdrücken
 ... Ihnen begreiflich machen ... — Ah, ich glaube,
 Ihre beiden Freunde zu erblicken, lassen Sie uns
 doch ein wenig schneller gehen. — Seien Sie ruhig,
 der Herr Marquis, Ihr Vater und Ihr Oheim sind
 in tiefem Gespräch über Politik mit Herr Moulinet,
 sie werden nicht bemerken, daß ... — Es handelt
 sich nicht von meinem Vater und meinem Oheim,
 man denkt gut genug von mir, mein Herr, um mich
 gehen zu lassen, mit wem es mir gut denkt! — Ich
 zweifle nicht daran, mein Fräulein ... das wollte
 ich nicht sagen ... wenn man aber in Ihrer Nähe
 ist, die Verwirrung ... die Aufregung, welche man
 empfindet ... machen, daß man wider Willen ... —
 Herr Alfred ist nicht übel ... wie sein Freund auch.
 — Ich rede nur vom Schönsten! ... Ich weiß nicht,
 mein Fräulein, ob sie die geheimsten Gefühle meines
 Herzens errathen haben ... Als ich neulich bei dem
 Steuereinnehmer mit Ihnen tanzte, schien es mir,
 daß ich so glücklich war, zu ... — Wird Ihr Freund
 Alfred einige Zeit in der Gegend bleiben? — O ja,
 er hat keine Eile ... Nichts zu thun ... Nun denn!
 mein Fräulein, erinnern Sie sich, daß ich Ihnen bei
 jenem Contretanze gestand, daß Ihre Reize ... Ihre
 Anmuth ... — Mein Gott! mein Herr, ich bin so
 sehr an Complimente und Erklärungen gewöhnt, daß
 ich größtentheils gar keine Acht darauf habe! ... —
 Ich begreife das völlig und es macht Ihrer Scham-
 haftigkeit Ehre. Aber am Ende muß Ihr Herz doch

~~zu wissen sein,~~ und wenn ich der glückliche Sterbliche wäre, welcher . . . — Ach! verzeihen Sie, ich erblicke meine Schwester, ich habe ihr Etwas zu sagen.“

Fräulein Cornelia entschlüpfst, um zu Eudoria zu laufen, welche mit Eduard, Alfred und einigen Damen spazieren ging; Robineau sah ihr nach, indem er bei sich sagte: „Sie ist reizend! . . . eine herrliche Haltung, und nach diesem Gespräch habe ich alle Ursache, zu glauben, daß ich ihr nicht missfalle.“

Fräulein Cornelia, deren Familie Nichts besaß, als ihren alten Stammbaum und die ökonomischen Plane des Herrn Marquis, hatte zwar die Bewerbungen Robineau's, dessen Einkünfte man auf fünfzigtausend Franken schätzte, sich gefallen lassen, da sie bereits an ihr achtundzwanzigstes Jahr gränzte und alle ihr gemachten Galanterien nur mit leeren Complimenten endigten. Aber sie hatte Alfred weit liebenswürdiger gefunden, als den Burgherrn vom Schwarzenfels, und als man wußte, der schöne junge Mann sei Baron und habe hunderttausend Franken Einkünfte, dachte man nur noch an seine Eroberung, weil bei ihm außer den physischen Vortheilen auch noch fünfzig Prozent mehr zu gewinnen waren.

Deshalb verließ man den Arm Robineau's, um zu Eudorien zu eilen, welche sich in eine Laube setzte, worin auch Alfred und mehre Damen waren.

Man bietet dem Fräulein einen Sitz und das Gespräch entspinnt sich, wobei Alfred und Eduard ebenso sehr von den Albernheiten, dem anspruchsvollen Wesen und der an Aufdringlichkeit grenzenden Zuver-

Kommenheit der beiden Töchter des Marquis gelangweilt wurden. Glücklicherweise kam Robineau herbei und zeigte an, daß das Essen aufgetragen sei.

Cornelie hatte sich Alfred genähert und schien ihm in der Zerstreuung die Hand zu reichen, dieser aber, ohne die Zerstreuung des Fräuleins de la Pincerie zu beachten, führte wieder die beiden Mädchen, mit denen er bisher spazieren gegangen war, und entfernte sich mit ihnen. Nun ergriff Cornelie barsch die Hand, die ihr Robineau bot, und in ihrem Zorn drückt sie sie stark; trunken vor Freude, spricht Robineau unterwegs bei sich selbst: „Ich bin der glücklichste Sterbliche!“

Bei Tische schnitt Cornelia ein entsetzliches Gesicht, weil sie, zwischen Robineau und Herr Berlingue sitzend, sehen mußte, wie Alfred mit den beiden neben ihm befindlichen Mädchen scherzt und lacht.

„Wer will Suppe? wer hat keine Suppe? schreit Herr Ferulus, als ob er seine Zöglinge vor sich hätte.“

„O! meine Herren, sagt Herr de la Pincerie, nachdem er zwei Teller voll verschlungen hatte, ich hoffe, Ihnen ganz andere Suppen vorzusetzen! ... Wenn ich mit meinem ökonomischen Plane fertig bin, worin ich beweise, daß man Fleischbrühe machen kann, ohne Fleisch, werde ich Ihnen erstaunliche Suppen zu essen geben!“

„Hoffentlich werde ich an diesem Tage nicht bei ihm essen,“ sagt Herr Berlingue zu seinem Nachbar.

„Sie essen Nichts, schöne Cornelia? fragte Robineau seine Nachbarin zärtlich. — Ich habe keinen

Hunger, mein Herr. — Ah! wie ich vorgestern! . . .
 — Ihr Freund Alfred sieht sehr vergnügt aus. —
 Ja, er ist ziemlich spaßhaft . . .“

„Onkel Herzchen, rief Eudoria, suchen Sie mir mein Sacktuch, das ich im Salon ließ. Mit Bedauern verläßt der Aufgerufene die Tafel, und als er zurückkommt, schickt ihn Cornelia nach ihrem Ridicule. Während dem geräth Herr Moulinet über alle Speisen, von denen er ißt, in Extase, und ruft aus: Sie haben da einen vortrefflichen Koch, Herr vom Schwarzenfels. — Es ist eine Köchin, versetzt Robinean, ein sehr verdienstvolles Mädchen . . . die, welche den Preis beim Mastklettern davon getragen hat. — Wir kennen schon einen Theil ihrer Verdienste, fällt Herr Berlingue ein.“

„In Betreff der Kochkunst, sagt Tantignac, habe ich, ohne daß ich es merken lasse, ein erstaunliches Talent! . . . Sie werden selbst darüber urtheilen. Eines Tags überfielen mich drei Freunde unversehens in einem einsamen Waldschlosse, das ich bewohnte, und luden sich zum Essen ein; alle Diener waren ausgegangen und keine Speisevorräthe im Kastell; nun wissen Sie, was ich ausdachte? Ich hatte ein altes Paar Lederhosen, deren ich mich nicht mehr bediente, es fiel mir ein, diese meinen Freunden zum Essen vorzusetzen . . . Ich schabte, reinigte sie, ließ sie kochen und machte eine so köstliche Sauce daran, daß ich und meine Gäste ein herrliches Mittagessen hatten! . . .“

„Darin sehe ich nichts Besonderes, entgegnete Eduard, welcher der Lügen des Herrn von Tantignac

überdrüssig zu werden begann. Ich, mein Herr, habe einmal einem Freunde altes Pergament mit Hühnerbrühe zum Frühstück gegeben.“

„O! das wäre, mein Herr, ruft der Chevalier hämisch lächelnd aus, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß das etwas stark ist! Pergament vermöchte man nicht zu verdauen.“

„Ei! mein Herr, versetzte Eduard, ich habe Sie mit Lederhosen zu Mittag essen lassen; es scheint mir, daß Sie mir wohl auch einmal erlauben können, mit Pergament zu frühstücken.“

Alles lachte laut auf und der Ritter von Tanti-gnac sprach, so lange das Mahl noch währte, kein Wort mehr.

Cornelia langweilte sich bei Tische, und sie forderte Robineau ganz leise auf, den Dienst zu beschleunigen, unter dem Vorgeben, daß es nicht zum guten Ton gehöre, lange zu tafeln; aber Herr Ferulus fand immer irgend einen Vorwand, die Schüsseln, welche die Diener forttragen wollten, noch länger da zu behalten. Man war am Dessert, die Damen brannten vor Tanzlust und sprachen bereits davon, in den Ballsaal zu gehen; da erhebt sich Herr Ferulus und sagt mit feierlichem Tone, daß er Etwas zu singen habe, über einen Gegenstand, welcher der Gesellschaft nur gefallen könne.

Alles wird still und ist in Erwartung; der Bibliothekar trinkt ein Glas Madera, um sich Stimme zu geben, und fängt einen Lobgesang auf Robineau an, worin er diesen mit Saturn, Sophokles, Cicero und

Bayard vergleicht. Die Gäste sehen einander verstohlen an und beißen sich in die Lippen. Da er aber nicht aufhören will, geht die Gesellschaft in den Tanzsaal, und bald bemerkt er, daß er nur noch vor dem Onkel Herzchen singt, der auch bald von seinen Nichten abgerufen wird.

„Das sind die Früchte einer schlechten Erziehung! spricht Ferulus bei sich selbst. Wir wollen Jeannetten vorsingen, diese wird mich anhören.“

Der Ballsaal war festlich geschmückt und Robineau eröffnet den Ball mit Cornelia; Alfred ist ihnen gegenüber, was das Fräulein so anspornt, daß sie ihre Schritte mit einer Genauigkeit macht, die Robineau den Ruf auspreßt: „Sie tanzt wie ein Geometer! ...“ Dessenungeachtet lud sie Alfred nicht zur nächsten Tour ein, und wenn Onkel Herzchen nicht ausgeholfen hätte, wäre sie gar nicht zum Tanzen gekommen, da auch Robineau diesmal eine andere Dame einladen zu müssen glaubte.

Als man am vierten Contretanze war, hört man das Krachen einer Rakete den Beginn des Feuerwerks anzeigen.

„Wie, schon jetzt! sagte Robineau, das ist viel zu bald: Franz, sage Herrn Ferulus, er solle noch nicht losbrennen.“

Aber Herr Ferulus wollte, um sich dafür zu rächen, daß man ihn nicht beim Singen anhörte, den Ball auch nicht länger dauern lassen, als das Essen. Er wartete die Botschaft Franzens nicht ab, um seine Sonnen und Feuerräder anzuzünden, und als der

Kammerdiener die Befehle seines Herrn überbrachte, antwortete er ihm: „Es thut mir leid, allein mein Feuer ist im Gang, ich kann es nicht mehr aufhalten.“

Nun entschließt man sich, den Tanz zu verlassen, um das Feuerwerk im Garten zu sehen. Im Wirrwarr dieses Durcheinanderrennens nimmt man die erste beste Dame; Eduard war einer der Ersten, der davon ging, um Frau von Hautmont nicht wieder am Arm zu haben. Alfred zog eine der Nichten des Herrn von Moulinet mit fort; Fräulein Cornelia, genöthigt, sich von Robineau führen zu lassen, und endlich einsehend, daß all ihre Mienen keinen Eindruck auf den jungen Baron mit hunderttausend Franken Renten machen, hält es für klüger, nicht auch Robineau seine Huldigungen anderswo anbringen zu lassen; sie nimmt daher seinen Arm mit gezwungenem Lächeln, läßt sich von ihm im Garten umherführen, sich stellend, als gewahre sie nicht, daß man in einen abgelegenen Gang komme; und erst, als man an einem finstern Orte angelangt ist, sagt sie: „Wo führen Sie mich denn hin, Herr vom Schwarzenfels? Sie sind wahrhaftig ein grausamer Mensch!“

Bei den Worten „grausamer Mensch!“ läßt sich Robineau auf ein Knie nieder, indem er sagt: „Ich weiß nicht, was ich bin ... das aber weiß ich, daß ich Sie an bete ... Ihre Reize, Ihr Tanz, Ihr Geist, Alles schlägt mich in Fesseln ... ich lege mein Vermögen und mein Herz zu ihren Füßen.“

„Nun! man wird sehen ... ich bedenke, daß ...“

Sprechen Sie mit meinem Vater ... — Aber Sie! himmlische Cornelia? — Ich ... ich ... Ach! mein Gott! da geht das Bouquet los und wir sind nicht dabei!"

Die Gesellschaft war in der That nur gekommen, um das Schlußbouquet zu sehen und sich einige Schwärmer auf die Nase fallen zu lassen; Herr Ferulus reibt sich die Hände und sagt: „Das wird sie lehren, fortzugehen, wenn ich singe!“ Man geht in den Tanzsaal zurück, um wieder fortzufahren, aber man sucht vergebens nach dem Orchester. Beim Knall der Raketen war der Blinde auf und davon gegangen und seine beiden Collegen mit ihm verschwunden. So endete das Fest weit früher, als man erwartet hatte, und eine Familie nach der andern fuhr nach Hause. Da das Pferd des Chevalier seinen Herrn nicht aufsuchte, bat er um die Erlaubniß, als Zehnter in den Charabanc des Papierfabrikanten schlüpfen zu dürfen. Robineau flüsterte Cornélien beim Einsteigen in den Wagen noch ins Ohr: „Bereiten Sie Ihren Vater vor, daß er mich gütig anhört.“

Endlich ist Alles zum Schlosse hinaus, Cunette schließt hinter dem letzten Wagen die Thore zu, wobei er sagt: „Gott behüte euch!“ Vincent wirft seine Livrée unter's Bett. Alfred, vom Tanz, Umhergehen und den Gesprächen des Tages müde, ist froh, ins Bett zu kommen, Eduard gleichfalls, allein zu sein und frei seinen Gedanken nachhängen zu können, und Robineau zieht sich in sein Gemach zurück, indem er zu Herrn Ferulus sagt: „Das Fest ist,

glaube ich, ziemlich hübsch gewesen ... ich hoffe, man wird lange davon sprechen ... — Noch in hundert Jahren, gnädiger Herr, wird man es als Muster nennen ... nur ist man nicht lange genug bei Tische geblieben ... — Und der Ball ist zu früh ausgegangen ... Nehmt einmal an, diese Schlingel von Musikanten sind während des Feuerwerks davon gelaufen! ... Wer, Teufel! hatte wohl dem Blinden den Weg gezeigt?"

Herr Ferulus antwortet nicht, aber dreht sich um, ein Lächeln zu verbergen, wünscht hierauf Robineau gute Nacht, welcher sich gleichfalls, unter Gedanken an die stolze Cornelia, entschließt, zu Bett zu gehen; denn damit endigt sich Alles, sowohl ein Tag der Freude und Feier, als auch ein Tag voll Mühe und Arbeit.

Siebentes Kapitel.

L i e b e u n d G e h e i m n i s s .

Nach dem Besuch des Bagabunden war Isaura traurig und tiefsinnig geblieben; was ihr jener Mann in Beziehung auf Alfred und Eduard gesagt hatte, ließ sie über ihre Lage nachdenken. Sie dachte, daß sie Unrecht habe, alle Morgen mit zwei jungen Leuten zu schwätzen; aber konnte sie dieselben abhalten, ins Thal zu kommen? in ihrer Hütte auszuruhen? Sie bezeugten ihr eine so zarte Freundschaft! und seit

langer Zeit sprachen sie nicht mehr von Liebe. Alfred hatte sie zuweilen küssen wollen; ist es aber etwas Seltenes, daß ein Bauer einem Mädchen auf dem Felde einen Kuß raubt? Zwar ist es richtig, daß sie Eduard sehr zärtlich anblickte, daß er seufzte, wenn er ihr die Hand drückte; bewies aber das Alles, daß er in ein gewöhnliches Landmädchen verliebt war?

Unter diesen Betrachtungen geht der Abend hin. Beim geringsten Laut im Freien horcht Isaura aufmerksam; ... sie fürchtet einen neuen Besuch des Fremden; dieser Mensch flößt ihr ein Gefühl ein, das ihr selbst nicht recht klar ist; es ist nicht das, was gewöhnlich für einen Unglücklichen Theilnahme erregt; sie fürchtet sich jetzt in ihrer Wohnung, ihre Blicke haben nicht mehr dieselbe Zuversicht; die Schatten der Nacht verursachen ihr einen unerklärlichen Schrecken; mehrmals geht sie nach dem höchstgelegenen Zimmer des Häuschens hinauf, und das Fenster öffnend, welches die Aussicht auf das weiße Haus hat, blickt sie lange nach diesem Gebäude, auf welches der Mond gerade seinen blassen Schein wirft.

Nach mehren am Fenster hingebachten Stunden legte sich Isaura zur Ruhe, und mit Anbruch des Tages führt sie ihre Ziegen wie sonst auf den Berg: „Sie werden kommen! spricht sie bei sich ... Soll ich ihnen sagen, was der Fremde mit mir sprach? ... Nein ... ich darf nicht! Er sagte mir, diese Herren lieben mich! ... Können denn junge Männer aus der Stadt eine armselige Gebirgshirtin lieben? ... O! nein ... nur aus Scherz stellt sich Alfred, als wäre

er in mich verliebt! ... Und Eduard? ... Ach! er hat mir nie gesagt, daß er mich liebe! ..."

Aber die Stunde, zu der die jungen Leute ins Thal zu kommen pflegen, ist längst vorüber, und sie sind nicht erschienen; Isaura sah oft nach dem Weg, auf dem sie kommen sollten, blieb länger auf dem Berge, geht endlich traurig nach Hause zurück und wartet dort noch auf die, welche ihr so viele Freundschaft bezeugten.

„Sie werden nicht kommen! spricht sie bei sich, nach der Thürschwelle schauend. Nein ... sie kommen heute nicht ... vielleicht morgen ebensowenig ... Ich darf nicht böse darüber sein, weil es Unrecht war, alle Tage mit diesen Herren zu plaudern.“

Und doch perlt eine Thräne in ihrem Auge; es scheint ihr, sie sei aufs Neue gänzlich verlassen. „Vielleicht sind sie abgereist, fährt sie in ihrem Selbstgespräch fort. Abgereist, ohne mir Lebwohl zu sagen! ... Besonders er, dem es stets so leid zu sein schien, wenn er mich verlassen sollte! ... der mir so süß zulächelte! ... Warum mußte er mich auch daran gewöhnen, ihn alle Tage zu sehen!“

Die Kleine hat Recht; warum die Leute ans Glück gewöhnen, um ihnen hernach Kummer zu machen? ... Das sollte man sich vorher sagen, ehe man ein Herz zu verführen sucht ... Allein da denkt man an ganz andere Dinge.

Der Tag verstrich Isauraen so trübe, wie nie einer in ihrem Leben. Der Morgen erschien wieder; das Mädchen war frühe auf und im Begriff, ihre Wohnung

zu verlassen, als ferner Laut an ihr Ohr schlug ... Bald kommt es näher; Isaura bleibt. Hoffnung und Freude glänzen in ihren Augen ... Ja, es ist wirklich der Hufschlag eines Pferdes ... es kommt näher ... Isaura blickt weithin auf die Straße. Ein junger Mann kam im saufenden Galopp daher ... sie hat ihn erkannt, er ist es ... der ist es, den gestern nicht zu sehen, sie besonders in Verwunderung setzte ... Kann ein Weib sich täuschen im Kapitel der Liebe?

Eduard hatte in der Nacht nach dem Feste nicht geschlafen, und ehe der Tag graute, war er aus den Federn und hatte selbst ein Pferd gesattelt. Alfred schlief; Eduard fühlte keine Lust in sich, ihn aufzuwecken; ohne ihn Isaura besuchen, hieß indeß sein Wort brechen; allein die Liebe macht eben so viele Schwüre vergessen, als sie selbst vergißt!

Im Nu ist Eduard vom Pferde und eilt, nachdem er es festgebunden, auf Isaura zu, die nicht daran denkt, ihm das Vergnügen zu verbergen, welches ihr seine Gegenwart verursacht.

„Da sind Sie! ruft sie aus, ach! ich glaubte schon, Sie würden nicht mehr kommen!...“

„Nicht mehr kommen! Isaura, Sie nicht mehr sehen! ... Wäre es mir denn möglich, fern von Ihnen zu leben!“

Bei diesen Worten ergriff Eduard die Hände der Kleinen, drückt sie zärtlich, worauf sich beide am Fuße eines Baumes niedersetzten und einander eine Weile schweigend betrachteten ... allein man spricht so gut mit den Augen!

„Sie sind gestern nicht gekommen?“ beginnt endlich das Mädchen.

„Nein, es war unmöglich! ... große Gesellschaft, ein Fest war auf dem Schlosse! Aber wie lang kam mir der Tag vor, unter dem Lärm und den Leuten, die mir gleichgültig sind, den Vergnügungen, an welchen ich nicht Theil nehmen konnte, weil ich nur an Sie dachte ... an Sie allein, bei der ich mich so wohl fühle! ...“

„Auch mir ist die Zeit sehr lang geworden; ich habe oft nach dem Wege gesehen, auf dem Sie kommen sollten ... Sie haben mich daran gewöhnt, Sie zu sehen ... Sie hatten Unrecht ... denn Sie werden nicht immer in der Gegend bleiben; alsdann werde ich Sie nimmer sehen ... und ich glaube nicht mehr so glücklich sein zu können, als früher.“

„Theure Isaura! ... Aber bin ich's ... ist's Alfred, den Du am schmerzlichsten vermiffen wirst? ... Heute bin ich ohne ihn gekommen; ich troße seinem Zorn, denn ich will endlich wissen, was ich zu hoffen habe ... Ja, ich liebe Dich, Isaura; ich empfinde die innigste Liebe für Dich ... eine Zeitlang habe ich sie zu bekämpfen gesucht, aber ich fühle, es ist mir unmöglich, diese Liebe bildet jetzt einen Theil meines Daseins ... Warum sollte ich also fürchten, mich derselben hinzugeben? ... Ich bin frei, mein eigener Herr ... und wer könnte sich unserm Glück widersetzen, wenn Du mich liebst? Aber dazu gehört, daß Du mich liebst, mich Alfred vorziehst. Ach! sprich, gesteh mir offen, was in Deinem Herzen vorgeht ... Isaura, Du willst,

kannst mich nicht täuschen!“ ... Isaura schlägt schüchtern die Augen nieder und zieht ihre Hand aus der Eduards zurück, indem sie stottert: „Es ist also wahr... Ihr liebt mich?... Er hatte mich nicht getäuscht...“

„Wer?“

„Jener arme Mann ... Sie wissen wohl, jener Fremdling, der im Gebirge umherschweift. — Du hast ihn gesehen? — Ja, vorgestern, nachdem Sie fort waren, kam er in meine Wohnung ... Ich bot ihm an, bei mir auszuruhen; er blieb ziemlich lange ... blickte mich fortwährend an und auf so sonderbare Weise! ... Ach! nicht wie Sie! denn statt mir Freude zu machen, machte es mir Furcht. — Hätte Dich der Elende beleidigt? — Nein ... o! nein! ... Er hat mir nur gesagt ... was Sie so eben auch sagten ... daß Liebe Sie zu mir führe ... hierauf fragte er mich, welchem ich den Vorzug gebe ...“

„Wer hat ihm erlaubt, Dich über Deine geheimsten Gefühle auszufragen ... Ha! wenn ich ihn treffe, werde ich seine Unverschämtheit zu bestrafen wissen!“

„O! sein Sie nicht böse auf ihn, ich bitte; dieser Mann ist unglücklich! ... Er sagt, Alles verlasse ihn ... Man muß ihm nicht noch Kummer machen ... Gewiß befragte er mich nur zur Unterhaltung; aber er bestand nicht darauf, als er sah, daß es mir mißfiel ... Sie werden ihm nichts sagen, nicht wahr?“

„Wie gut bist Du! ... Aber Du hast Recht, laß uns den Menschen vergessen! Ach! theure Isaura, antworte mir, laß mich in Deiner Seele lesen.“

„Was soll ich Ihnen denn sagen?“

„Wem gibst Du den Vorzug, Alfred oder mir?“

„Mein Gott!... ich sehe Euch beide sehr gern...“

— Beide gleich gern?“

Die Kleine erröthete; sie wußte nicht, wie sie ihr Gefühl gestehen sollte. Eduard rückte ihr näher, umschlang sanft ihren Leib, und sagte zärtlich: „Würde es Dir vielen Kummer machen, wenn Alfred nicht mehr käme?“

„Ja... ich würde zuweilen an ihn denken... wir würden miteinander von ihm plaudern... das ist Alles.“

„Und wenn ich nicht mehr käme, würde Dich das Gespräch mit ihm ebenso trösten?“

„O! nie!... nie!“ rief das Mädchen mit einem Tone aus, der ihr aus der Seele kam.

„Theure Isaura! mich also liebst Du mit wahrer Liebe!...“ Isaura schlug ihre sanften blauen Augen zu Eduard auf; der Ausdruck dieses Blicks, worin sich ihre ganze Seele malte, konnte dem Glücklichen, der ihr Herz beherrschte, keinen Zweifel lassen. In seiner Trunkenheit preßte sie Eduard in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Lippen... Da ließ sich ein höhnisches Gelächter hören. Die Liebenden sahen sich um, erblickten aber Niemand.

„Haben Sie nicht etwas gehört? fragte Isaura unruhig. — Ja... es kam mir so vor... ich sehe indeß Niemand um uns her... Ei, was kümmert uns die Welt! Du liebst mich, theure Isaura!... Ach!... diese Versicherung gründet mein Glück! Du liebst mich, bist Waise, von Niemanden abhängig... auch ich bin mein eigener Herr; ich werde Dein

Gatte!... ja, ich werde so vieler Reize, so vieler Unschuld würdig sein!... Ach! ich kenne die Welt hinlänglich, um zu wissen, daß ich nichts darin finden kann, das Dir zu vergleichen wäre... doch wir leben nur unter uns, für uns... Mein Vermögen ist mehr als hinreichend, um unsere Wünsche zu befriedigen... ich kaufe ein kleines Landhaus in einer lachenden Gegend und wenn mich mein Gang zum Theater zuweilen nach Paris ruft, werde ich mit neuem Vergnügen mich in Deinen Armen für das Stadtleben entschädigen. Ach! dieser Lebensplan verspricht mir das glücklichste Loos... Sag mir, ob er auch Dein Glück machen würde?"

Seit einigen Augenblicken ward Isaura nachdenklich, ihre Augen verloren den Ausdruck der Freude, der sie belebte; traurige Erinnerungen, neue Gedanken schienen sie zu erfüllen; Eduard gewahrt diese Veränderung, denn jedes, selbst das unbedeutendste Gefühl malt sich alsbald in ihren Zügen.

„Was hast Du denn? fragte er unruhig. Ist Dir's leid, daß ich in Deiner Seele gelesen, daß ich weiß, daß Du mich liebst?“

„O! nein... das ist's nicht, erwidert die Kleine seufzend. Warum sollte ich Dir verbergen, was ich empfinde; man muß immer sagen, was man denkt, nicht wahr? — Ja, immer. — Aber vielleicht thue ich Unrecht, Dich zu lieben!... ich hätte vorher... wissen sollen... Ich hatte nicht gesucht, mich zu vertheidigen... was ich bei Deinem Anblick fühlte, war so süß.“

„Nun denn, Isaura, warum diese Trauer, jetzt wo ich Dir ewige Liebe schwöre? und Dir den Namen meiner Gattin geben will? — Deiner Gattin! erwiderte das Mädchen düster, indem ihre Blicke auf das weiße Haus fielen. Ach ja! da wäre ich sehr glücklich!... aber vielleicht ist das nicht möglich! — Ei! warum? bist Du nicht Waise? ... allein auf Erden, seit Du Deine guten Pflegertern verloren hast?“

Isaura schwieg eine Weile; endlich sagte sie mit niedergeschlagenen Augen: „Ja... ich bin Waise... habe keine Eltern mehr. — Nun denn! wer könnte unserem Glück ein Hinderniß in den Weg legen? wer kann Dich abhalten, die Meinige zu sein... mich nicht mehr zu verlassen?“

Isaura schien lebhaft bewegt; nachdem sie furchtsam um sich hergesehen, streckte sie die Hand vor, deutete mit dem Finger auf das weiße Haus und sagte ganz leise zu Eduard: „Ich kann mich nie von da entfernen!“

Eduard ist ganz betroffen; erstaunt blickt er das bezeichnete Haus an, dann ließ er seine unruhigen Augen wieder auf dem Mädchen ruhen und schien eine weitere Erklärung zu erwarten. Aber Isaura schwieg.

„Wie! sagte Eduard endlich, Du wirst Dich nie von diesem verlassenen Hause entfernen können!... und welcher gewichtige Grund zwingt Dich, bei diesem Gebäude zu bleiben? — Das darf ich nicht sagen, antwortet Isaura mit halblauter Stimme. — Was ist denn das für ein Geheimniß? ... Für mich Geheimnisse! ... Wenn ich Dir mein Leben weihen, mich mit unauflösllichen Banden an Dich fetten will...“

Ach! ich beschwöre Dich, sprich, verhehle mir nichts!...
 — Ich darf nicht sprechen. Ach! verzeih mir, daß ich Dir Kummer mache!... Wenn es nur von mir abhinge... — Theure Isaura! hast Du Deiner Pflegmutter ein Versprechen, einen Eid geleistet? ... Hatte sie Dir etwa befohlen, diese Berge nie zu verlassen... Aber bedenke doch, daß, wenn Deine Eltern noch lebten, sie unsre Liebe nicht mißbilligen könnten!... das auf so geheimnißvolle Weise bezeichnete Haus ist seit lange unbewohnt, es gehört Dir nicht, und Du kannst Dich nicht davon entfernen! Wohlhan, gib zu, daß darunter irgend eine kindische Grille, ein bedeutungsloses Versprechen steckt!... Gesteh mir Alles und ich will Dir bald beweisen, daß Du völlig frei bist, über Dein Schicksal zu verfügen. — Ueber mein Schicksal zu verfügen! wiederholte das Mädchen lebhaft; o! nein... ich kann es nicht!... — Und von wem bist Du denn abhängig? Wer kann denn Rechte an Dich haben?"

Isaura schlägt die Augen nieder und schweigt. Die Stirne Edwards umwölkt sich; tausend argwöhnische Vermuthungen steigen wieder in ihm auf; die Liebe, welche aus seinen Augen strahlte, machte dem Mißtrauen und Unmuth Platz. Der junge Mann steht auf, entfernt sich einige Schritte von der Kleinen, die am Fuße des Baumes sitzen bleibt, und sagt endlich mit einem Tone, dem er Gleichgültigkeit zu geben sich bemüht: „Nun wohl, mein Fräulein! da Sie mich Ihres Vertrauens nicht würdig halten, werde ich mir keine Frage mehr erlauben. Ich glaubte, Ihre Liebe

zu besitzen... hoffte, Sie glücklich zu machen... ich habe mich getäuscht... und werde suchen, alle meine Pläne zu vergessen!..."

Das Mädchen antwortet nichts. Eduard entfernt sich noch einige Schritte; überrascht indes durch ihr Schweigen, wendet er sich nochmals um... Isaura's liebliches Gesicht ist in Thränen gebadet, die in Strömen aus ihren Augen rinnen. Bei diesem Anblick liegt Eduard bald zu ihren Füßen, bedeckt ihre Hände mit Küssen und ruft: „Du weinst!... ich bin daran Schuld!... Ach! verzeihe mir, liebe Isaura... vergib ungerechten Argwohn!... — Du glaubst, ich liebe Dich nicht! antwortete die Kleine schluchzend. — Ich konnte Dich betrüben!... Bin ich nicht zu glücklich, von Dir geliebt zu werden! wie sehr bereue ich, Dir Thränen ausgepreßt zu haben! Nein, ich will Deine Geheimnisse nicht mehr zu erforschen suchen... keine Frage mehr an Dich machen... Du liebst mich! was kann ich mehr verlangen! — O, gewiß! versetzt Isaura, indem ein holdes Lächeln durch ihre Thränen brach, ich werde Dich immer lieben... denn ich glaube nicht, daß man sich ändern kann. Verzeih, daß ich Dir nicht Alles sage, was mich angeht... Ach! ich möchte so gerne! Aber das Geheimniß ist nicht das meine. Einst werde ich keins mehr vor Dir haben... und... in Kurzem werde ich ohne Zweifel wissen, ob ich Deine Gattin sein darf, ob ich Dir überall hin folgen kann. Mein Herz ist Dein, und Du weißt wohl, ich kann es Dir nicht mehr entziehen.“

Das lebenswürdige Kind drückte zärtlich Eduard's

Hand und scheut sich nicht, ihm offen ihre Liebe zu zeigen; doch Eduard denkt nicht daran, ihr Vertrauen zu mißbrauchen, denn auch er liebt sie wahrhaft. Zwischen Liebenden, die einander noch nicht Alles gewährt haben, vergeht die Zeit schnell; Eduard bemerkt endlich, daß es hohe Zeit ist, ins Schloß zurückzukehren. Mit Mühe riß er sich von seiner Geliebten los, ihr zärtlich zrufend: „Auf morgen!“

„Auf morgen, sagt Isaura. Bedenke, daß Du mich gewöhnt hast, Dich zu sehen, daß, fern von Dir, mir die Zeit lang wird, und jetzt, wo ich Dir das Geständniß meiner Liebe gemacht, möchte ich es Dir jeden Augenblick wiederholen.“

Eduard ergriff die Hand des reizenden Mädchens, drückte sie an sein Herz und rief: „O! möchte ich doch bald Dich nicht mehr verlassen dürfen!“

Er schwang sich auf's Pferd, warf Isaura mit der Hand noch einen letzten Scheidegruß zu und schlug den Rückweg nach dem Schlosse ein. Aber er konnte nicht umhin, noch einen Blick auf das weiße Haus zu werfen, und obgleich er versprochen, sich wegen des Geheimnisses nicht zu beunruhigen und keinem ungerathenen Zweifel Raum zu geben, klopft doch sein Herz beim Anblick jener verlassenen Wohnung, und seufzend spricht er bei sich selbst: „Was mag doch der Grund sein, der sie hindert, sich von diesem Orte zu entfernen?“



